

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 10

Oktober 1933

10. Jahrgang

## Raum dem deutschen Handwerk!

In der Zeit vom 15. bis 22. Oktober dieses Jahres veranstaltet der Reichsstand des deutschen Handwerks eine Werbewoche zugunsten der Handwerkswirtschaft mit dem Leitwort:

„Arbeitsbeschaffung im Kleinen“.

Unter der Fülle der allgemeinen, vielseitigen und kraftvollen Anstrengungen zur Bewältigung des größten Problems der Gegenwart, der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, erscheint die handwerkliche Werbewoche als eine Maßnahme, die ausschließlich von wirtschaftlichen Interessen diktiert wird.

Zweifellos ist die Arbeitsbeschaffung für das Handwerk ein Streben nach der Wiedergewinnung der wirtschaftlichen Grundlagen dieses Berufsstandes. Seine wirtschaftlichen Ziele sind jedoch nicht Inhalt und Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zur Durchführung seiner großen sozialen und kulturellen Aufgaben, die der Stand des deutschen Handwerks in einem gesunden Volkskörper zu erfüllen hat.

Sozialpolitisch gleicht die Stellung des Handwerksmeisters der des Bauern. Dessen Scholle ist des Meisters Werkstatt. Was der Pflug für den einen, ist der Schraubstoc in den Händen des anderen. Und diese Männer hinter Pflug und Schraubstoc sind die festesten Bausteine in der Struktur unseres Staates. Der Gedanke, aus eigenem Willen und im eigenen Besitz zu schaffen, verbindet sie bei aller Lebenshärte so glücklich mit dem Sinn der Arbeit, daß sie in ihrer Gesamtheit die aussichtsvollste Grundlage für unsere sozialpolitische Entwicklung darstellen. Auf keinem Gebiete ist die Entproletarisierung des Arbeiters so leicht durchführbar wie im Handwerk. Das gibt diesem Berufsstande seine sozialpolitische Bedeutung. Das handwerkliche und künstlerische Schaffen der früheren Vergangenheit steht in einem sichtbaren Gegensatz zu dem Trümmerfeld, das eine liberalistische Wirtschaftsführung in der Handwerkskultur hinterlassen hat. Durch die ausschließlich ökonomische Bewertung der Arbeit wurde eine Qualitäts- und Kunstübung vernichtet, die der Stolz des deutschen Schaffens gewesen ist. Deutsche Handwerkskunst ist aber ein Kulturgut des deutschen Volkes. Wir haben deshalb ein Recht auf seine Erhaltung und auf die Entfaltung der besten Kräfte schon in unserer Jugend. Geldinteresse darf nicht zerstören, was Mutter Natur unseren Begabten in die Wiege gelegt hat. Der Handwerkerstand ist die geistige Entwicklungszelle für den schaffenden Menschen und in seinen Leistungen auch Bestandteil des Antlitzes unserer Nation. Zwecks Durchführung seiner Aufgaben kämpft das Handwerk um sein Lebensrecht und wirbt hierbei um lohnende Arbeit. Ein verarmter oder arbeitsloser Berufsstand kann weder soziale noch kulturelle Aufbauarbeit durchführen. Deshalb ist die Pflege und Förderung der Handwerkswirtschaft nach jeder Richtung Pflicht der Nation und Pflicht jedes Einzelnen, der sich mit dem Wesen und der Zukunft aller Glieder seines Volkes verbunden fühlt.

Was das Handwerk ist und will, beweist seine Geschichte.

Max Streit,  
Präsident der Handwerkskammer Breslau.



Die Hände des Klempners

Aufn. Hans Reiff

## Schaffende Hände

Von Jakob Eifler

In Zeiten, die wie die jüngstverflossene sich in der Überschätzung alles Geistigen gefallen, gelten die harten Hände nicht viel, die an Ambos und Schraubstock, an Pflug und Spaten, an Webstuhl und Hobelbank werken. Nicht, als ob man sich ihrer nicht gerne bedient hätte. Schufen sie doch die materiellen Voraussetzungen der Zivilisation, auf die man sich so viel zu gute tat. Aber es fehlte die Ehrfurcht vor ihnen, und schon malte man sich eine Zukunft aus, in der der „Robot“, der Maschinenmensch, die Stelle des Arbeiters übernehmen und damit seine Hände überflüssig machen sollte.

Heute sind wir im Begriff, die natürliche Ordnung der Dinge wiederherzustellen und damit auch der Hand die Achtung wieder zu verschaffen, die ihr als schöpferischem Werkzeug gebührt. Der große Newton hat einmal gesagt, die Hand des Menschen sei ein so wunderbares Gebilde, in ihrem Aufbau von so sinnvoller Planmäßigkeit, daß in Ermangelung anderer Beweise ihn allein der Daumen dieser Hand vom Dasein Gottes überzeugen könne. Auf dem Glauben an die besondere Rolle der Hand im Verbande des menschlichen Körpers beruht auch die uralte Wissenschaft der Chirognomik,

die von der Handform auf das Wesen eines Menschen schließen zu können meint. Man mag über solches Bemühen, das Innere des Menschen nach der Form seines Äußeren zu erklären, lächeln, aber man kann es verstehen. Wir bemühen uns, so sagen die Anhänger dieser Lehre, zumeist im Antlitz des anderen den Schlüssel zu seinem Inneren zu suchen, in einem Paar schöner Augen zu lesen, obwohl Gesichter häufig Masken sind, die das Wesentliche verbergen, und Augen lügen können wie Spiegel mit gekrümmter Oberfläche.

Wir sollten daher, wenn wir eines Menschen Sein und Wesen erkennen wollen, lieber auf die Hände sehen, die immer die Wahrheit sagen, weil sie gehorames Werkzeug des Gehirns sind, den Willen in die Tat umsetzen, sich dem Wesen anschmiegen, dem sie hörig sind, greifen und festhalten, schlagen oder streicheln, zerstören oder aufbauen, wie ihr Herr es befiehlt. Ihre Aufgabe ist Dienen und Gehorchen.

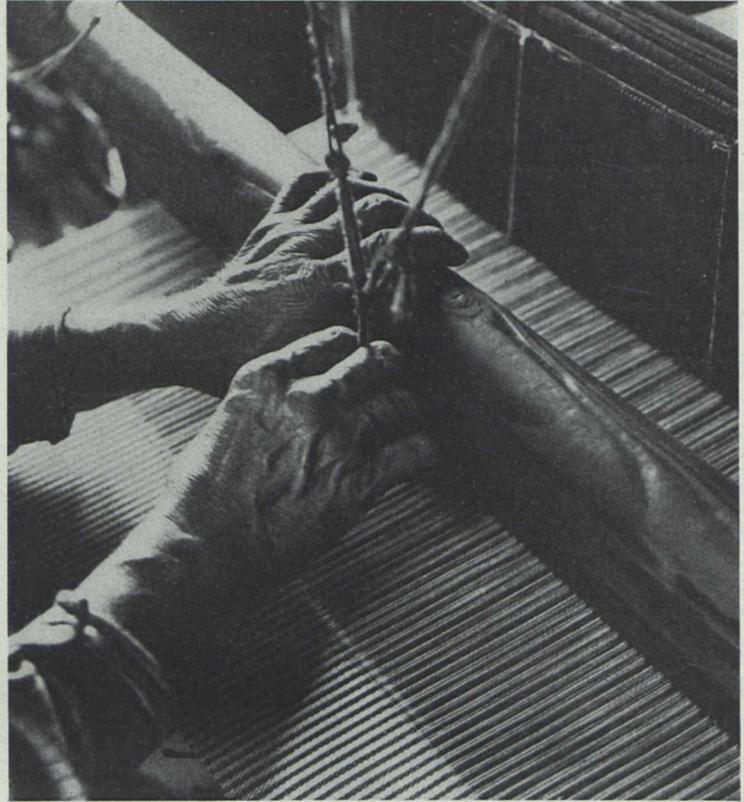
Unendlich weit ist das Gebiet, das die schaffende Hand umspannt. Es reicht von der einfachsten Arbeit, die nichts ist als harte Fron, bis hinauf in die Bereiche des Schöpferischen. Denn Kunst ist immer auch Handwerk, und es stünde besser um die Kunst, wenn sie die natürliche Bindung an die Hand und an das Handwerk nicht aufgegeben hätte zugunsten einer maßlosen Überschätzung des Geistigen. Der Niedergang der Kunst und die Loslösung der künstlerischen Funktion aus der Gemeinschaft mit den anderen Grundkräften des menschlichen Daseins erfolgte in dem Maße, wie die soziale Zerklüftung in Bildungsklassen mit verschiedenen Bildungsinhalten sich vertiefte. Dadurch wurde auf dem Gebiet der künstlerischen Tätigkeit die hohe Kunst von der niederen und noch mehr vom Handwerk getrennt. Die Einheit, die hier bestand, der sinnvoll gegliederte Aufbau vom Niederen zum Höheren wurde unter der Herrschaft des Liberalismus mit seiner Tendenz zur Sonderung aufgelöst und die alte heilige Ordnung zerstört, ohne daß es gelang, das, was man mehr oder weniger künstlich getrennt hatte, auf einer höheren Ebene durch eine neue Einheit wieder zusammenzuschließen. Es war die Zeit, in der das Handwerk das Opfer der Maschine wurde.



Nach der Arbeit

Durch die Loslösung aus den Bereichen des Handwerks, dessen kostbarste und schönste Blüte sie eigentlich sein soll, geriet die Kunst in jene unselige Verfassung, die schließlich dazu führte, daß der Künstler nicht mehr für die Gesamtheit schuf, sondern für eine kleine Gruppe von Schöngeistern und Händlern und für Museen, in denen eine volksfremde Kunst ausgestellt wurde wie ausländische Tiere in einer Schaubude. In reifen Zeiten hat der Künstler teil am Leben der Gesamtheit, schafft aus dem Volk und für das Volk, und seine Leistung wird danach ge-

## Weberhände

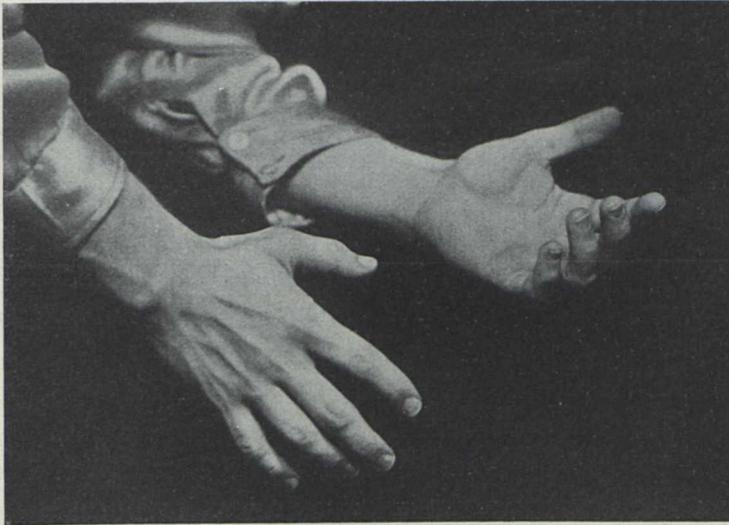


Aufn. v. f. Kiloje

wertet, inwieweit sie nicht nur der Offenbarung des inneren Erlebnisses sondern zugleich Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls ist.

Der Künstler des Mittelalters ist nicht denkbar ohne das Handwerk, das die Grundlage seines Schaffens bildet, von dem er ausgeht und dem er zeitlebens verbunden bleibt. Man machte damals nicht den spitzfindigen Unterschied zwischen Handwerker, Kunsthandwerker und Künstler, sie alle waren Schaffende der Hand, verschieden nicht dem Wesen, sondern nur dem Grad ihrer schöpferischen Kraft nach. Wenn wir erst wieder gelernt haben, daß die Hand als ausführendes Organ nicht weniger wert ist als das Hirn, das ihr Lenker ist, werden wir wieder zu jener Einheit kommen, die sich als so fruchtbar für das deutsche Leben erwiesen hat. Wer einmal offenen Sinnes die Hand eines Töpfers bei der Arbeit beobachtet hat, der wird diese Einheit in allem Handwerk gespürt haben. Wie hier unter den bildenden Händen ein formloser Klumpen Ton ohne ein anderes Hilfsmittel als die sich drehende Scheibe allmählich Gestalt annimmt, wie die Wandung emporsteigt, sich wölbt oder einzieht, das ist ein durchaus schöpferischer Vorgang, Handwerk und Kunst zugleich, uraltes Erbe der Menschheit, das zurückführt bis an die Quellen menschlicher Kunstübung überhaupt.

Es kommt heute nicht auf neue Kunsttheorien an, es gilt nicht, nun in vaterländischer oder deutsch-völkischer Kunst zu machen wie man früher in Kubismus oder Konstruktivismus gemacht hat, sondern die Zusammenhänge zu erkennen und zurückzufinden auf den gesunden Boden der Gemeinschaft, dem dann ganz von selber die wahre deutsche Kunst unserer Zeit entsprossen wird. Der Entfremdung von Hirn und Hand muß ein Ende gemacht werden, und der Künstler muß sich wieder



Rastellis Hände

spüren, daß es hier nicht um ästhetische Prinzipien, sondern um ursprüngliches Schöpferbedürfnis geht. Elementar, groß, wuchtig und breit sind die Hände des Eisenarbeiters, sicher im Zupacken und dem Muskelspiel der Kräfte gehorsam. Von langer mühsamer Arbeit erzählen die Hände des schlesischen Webers, der ein Leben lang an dem Webstuhl gesessen hat, vom frühen Morgen bis zum Abend, um kargen Lohn und doch zufrieden, daß seine Hände nicht zu feiern brauchten. Jahrelange harte Arbeit unter Tag hat die Hände des Bergmanns stark modelliert, der Knochenbau ist sichtbarer geworden, und die Adern sind kräftig hervorgetreten. Und damit der Gegensatz nicht fehle: die Hände Enrico Rastellis, des italienischen Meisters der Jonglierkunst, mit weichen, beweglichen Fingern, gewohnt, mit leichten Bällen zu spielen und den Gesetzen der Schwerkraft zu spotten.

Die Hand des Töpfers



Aufn. Hans Rehlaß

bewußt werden, daß Kunst von Können herkommt, d. h. vom Handwerklichen her, dessen Beherrschung Voraussetzung für die Fähigkeit ist, dem inneren Erlebnis wirklich sinnfälligen Ausdruck zu geben.

Bekenntnis zur schöpferischen Kraft der Hand wollen die Bilder sein, die diese Zeilen begleiten. Jedes dieser Handpaare hat seinen besonderen Charakter, sozusagen sein eigenes Gesicht. Schmiegsam legen sich die Hände des Töpfers um den Ton, bemüht, sich den Werkstoff zu erobern, und wir

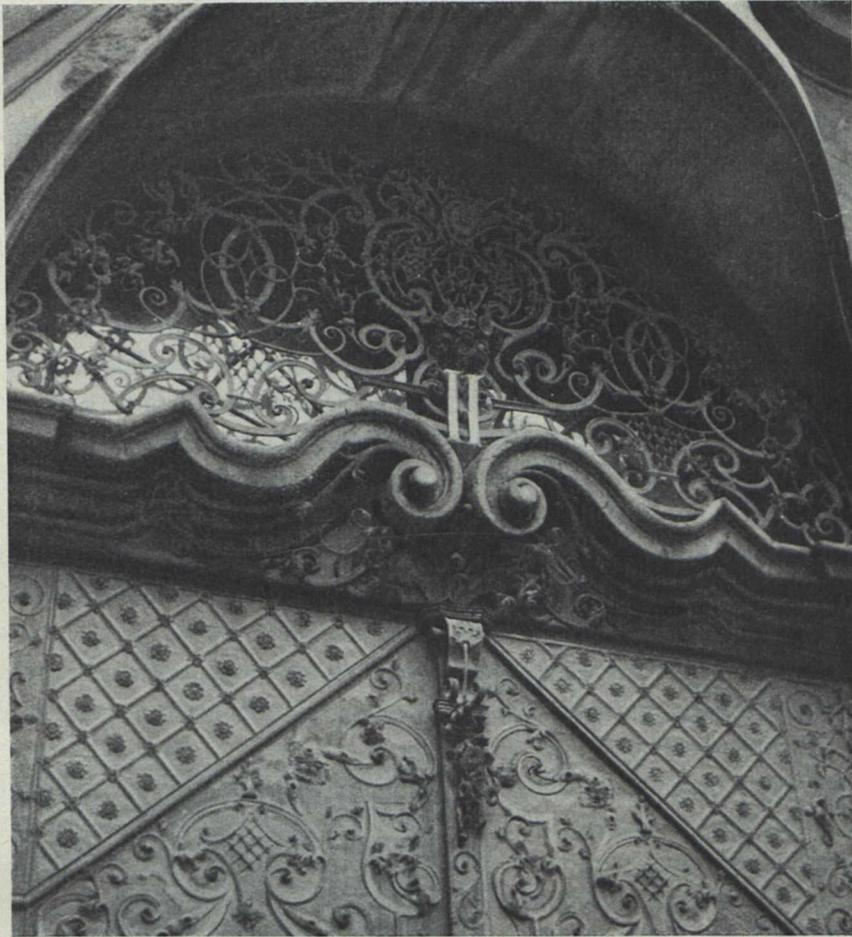
# Handwerkergeist in der Breslauer Geschichte

Von Erich Erfert

Zunft: dieses Wort lenkt unsere Gedanken unabweislich in die Zeit des Mittelalters zurück, bei seinem Klang steigen vor unserem geistigen Auge jene farbenprächtigen Bilder vom Leben der alten deutschen Stadt auf, von ihrem Markt, auf dem der Handwerker, zugleich Kaufmann, seine Waren feilbot, von der Handwerksstube eines Hans Sachs, von festlichen Umzügen und Zusammenkünften, von Kämpfen gegen die herrschenden Patrizier und schließlich von wohlbewaffneten, tapferen Männern, die, nach ihrem Handwerk eingeteilt, von den Mauern ihrer Stadt herab den andrängenden Feind abwehrten.

Gewiß ist dieses Bild ein Idealbild, aber im großen und ganzen trifft es den Kern der Sache. Und was ist jetzt noch davon übrig? Der Geist des Mittelalters, jener Geist der Gemeinschaft, der Bindungen, der Stände, die keine Kasten waren, sondern einen wohlgegliederten, lebenden Organismus bildeten, dieser Geist, der, im Religiösen wurzelnd, eine Handwerksgeinnung erzeugt hatte, war bei fortschreitender Entwicklung immer mehr verdrängt und ist schließlich ersetzt worden durch den schematisch arbeitenden, rein wirtschaftlich gerichteten Mechanismus der Interessverbände der Handwerker einerseits, durch den politisch gefärbten und ebenfalls rein ökonomischen Gewerkschaftsgedanken andererseits. Wohl darf nicht geleugnet werden, daß auch in den heutigen Innungen noch manches Überlieferungsgefühl steckt, aber es ist eben doch nur ein Teil von jenem mittelalterlichen Geiste, der das ganze Leben des einzelnen Handwerkers erfüllte und bestimmte, es aber auch abgrenzte und seinen Wirkungsbereich genau umschrieb, der den einzelnen als lebendiges, seiner Aufgabe für das große Ganze vollbewußtes Glied eines großen Ganzen an seinen Platz stellte: als den Zunftgenossen. So vielfältig sind die Momente, die zusammenwirken, um das Bild der Zunft entstehen zu lassen, und so vielseitig waren im Vergleich zu unseren heutigen Innungen die Wirkungsmöglichkeiten und Lebensäußerungen der alten Zunft — auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem, religiösem und karitativem Gebiete —, daß wir es uns hier versagen müssen, ein vollständiges, alle Seiten erfassendes Bild dieser ebenso einzigartigen wie für den Geist des Mittelalters bezeichnenden Einrichtung zu entwerfen, vielmehr greifen wir nur zwei im Leben der Zünfte besonders hervortretende Momente heraus: den Kampf der Breslauer Innungen um ihre politische Geltung und ihr Wirken auf religiösem Gebiete.

\*  
Der Begriff der Zunftkämpfe ist uns geläufig. Die Handwerker — nicht alle, wie die zahlreichen Klagen über Bönhäsen, Störer, Pfüscher und wie diese Schwarzarbeiter alle genannt wurden, zeigen, wohl aber die überwiegende Mehrheit — waren zunftmäßig zusammengeschlossen, d. h. Bedingung zur Ausübung des Handwerks war die Zugehörigkeit zur Zunft. Dieser Zunftzwang, aus wirtschaftlichen Ursachen entsprungen, konnte jedoch bald auch die Grundlage für politische Bestrebungen der Handwerker bilden, gewährleistete doch der Zusammenschluß zu Zünften die für jeden Erfolg notwendige Disziplin und Stoßkraft. Gerade gegen Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts, nachdem der Zunftgedanke sich allenthalben durchgesetzt hatte, nahm das Handwerk jenen großartigen Aufschwung, der ihm Macht und Ansehen brachte und den Wunsch nach Teilnahme am Stadtre Regiment nahelegen mußte, um so mehr, als die oft eingerissene Mißwirtschaft der herrschenden Patrizierschicht der übrigen Bürgerschaft starke Opfer auferlegte.



Schmiedeeisernes Tor an der Breslauer Universität

Aus dem Jahre 1307 sind uns für Breslau 29 Innungen überliefert, eine stattliche Zahl. So kann es nicht wundernehmen, daß bereits bis 1304 eine Reihe Handwerker im Rat und im Schöffenkollegium saßen und über das Wohl und Wehe der Stadt mitberieten. Ursprünglich patrizisch zusammengesetzt, wurde der Rat jedoch bis zu dieser Zeit immer vom handwerklichen Element durchsetzt. Wir kennen zum Teil die Handwerker, die damals Ratsherren waren.

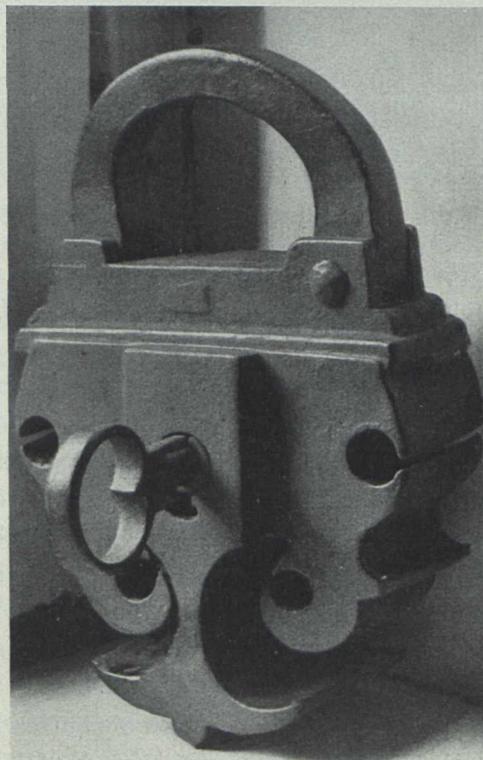
Von 1305 an änderte sich jedoch die Lage. In diesem Jahre aber war nur noch der Gerber

Gebhard Ratsmitglied. Der Rat war also wieder fast rein patrizisch zusammengesetzt. Die folgenden Jahre brachten der Bürgerschaft jedoch so drückende geldliche Lasten, die durch Mißernte und Hungersnot nur noch fühlbarer wurden, daß die unter der Decke schwelende Glut der Unzufriedenheit 1314 endlich zu einem hellen Feuer aufflammte: die Zünfte forderten Anteil am Stadtre Regiment, und vom Jahre 1315 an bestand der Rat bis 1319 je zur Hälfte aus Patriziern und Zünftlern. Aber schon 1320 kehrte man wieder zum alten Grundsatz der rein patrizischen Herrschaft zurück, nachdem man die drückendsten Mißstände behoben hatte. 1333 brach wiederum ein Aufstand aus, der jedoch weniger politische als vielmehr wirtschaftliche Ursachen hatte. Er nahm seinen Ausgang in der Neustadt, die in diesen Jahren eingemeindet worden war. Hier wohnten vor allem die Tuchweber, die in einem starken Gegensatz zu den patrizischen Gewandschneidern, von denen sie abhängig waren und daher bedrückt und ausgenützt wurden, standen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, drei Rädelsführer enthauptet und die Patrizierherrschaft sogar durch königliches Privileg befestigt. Die Spannung, die jedoch im stillen weiter bestand, wurde erst durch Karl IV. für etwa 40 Jahre behoben; man nahm zuerst, um 1350 etwa, wieder einige Zünftler in den Rat auf, kam aber später wieder davon ab.

Abermals trieben die Zünfte in einen starken Interessengegensatz zu der regierenden Schicht hinein, da das zur Kaufmannschaft gehörende Patriziat auf Kosten der Bürgerschaft nur sein Wohlergehen im Auge hatte. So schlossen sie sich im Jahre 1389 neu zusammen, mit der Verpflichtung, zusammenzuhalten, ob die rathmanne purger oder kaufleute jemanden aus der gemeine, arm oder reich, gewalt und unrecht thuen wolden. 1390 gaben sie sich neue Statuten und vollendeten ihren Zusammenschluß auf militärischem und politischem Gebiete. Die Spannung nahm zu, der ewig schwankende König Wenzel war unfähig, zu schlichten. Zwar gelang es den Handwerkern, hin und wieder Vertreter in den Rat zu entsenden, jedoch war es ihnen nicht möglich, die Vorherrschaft der Patrizier zu brechen. Wieder drückten geldliche Lasten auf die ohnehin um ihr Dasein schwer kämpfende Bürgerschaft, dazu kam das Wüten der Pest, kurz, der Zündstoff, der sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte, loderte hell auf, und an einem Junitage des Jahres 1418 stürmten einige Fleischer und Tuchmacher aufs Rathhaus und mit ihnen die erregte Volksmenge. Man ergriff die Ratsherren und stürzte sie, wo man sie gerade fand, zum Fenster hinab. Aber diese Revolution wurde ebenfalls blutig niedergeschlagen. König Sigismund ließ einige 20 Auführer hinrichten, und so hatte auch dieser Aufstand, der einzige in der Geschichte Breslaus, bei dem Blut vergossen wurde, keinen Erfolg gehabt. Die Herrschaft des patriziischen Rates stand wieder fest wie je zuvor.

Die Angelegenheiten des Breslauer Handwerks wurden daraufhin durch Sigismund in zwei Urkunden vom 13. und 23. März 1420 neu geordnet. Zwar wurden die alten Zunftstatuten übernommen und die Gewerbegesetze selbst nicht geändert, die Selbstverwaltung aber, einst ein wichtiges Recht der Zunft, wurde den Innungen völlig genommen. Hatten sie sich ihre Geschworenen früher selbst gewählt, so berief sie jetzt der Rat, so daß nunmehr diese Zunftvorsteher gleichsam in die Stellung von Beamten des Rates hinabgedrückt wurden. So hatte das Breslauer Handwerk in diesen Kämpfen um die politische Gleichberechtigung, bei denen, wie so oft im Mittelalter, auch wirtschaftliche und soziale Momente mitwirken, zwar seine Selbständigkeit eingebüßt, im Enderfolg aber hat es doch die Vormachtstellung des Patriziates erschüttert. Der Landesherr griff ein und bestimmte in weiser Erkenntnis der Bedeutung der Zünfte, daß ihre Vertreter auf der Ratsbank Platz fanden und so an den Geschicken der Stadt wenn auch in bescheidenem Rahmen tätig Anteil nehmen konnten. Damit wurden auch die Befugnisse des patriziischen Rates beschnitten, hatte sich doch seine Politik dem inneren Frieden der Stadt nichts weniger als dienlich erwiesen. \*

Jegliches Gemeinschaftsleben des Mittelalters war von den Kräften der Religion durchdrungen. Wie



Altes Vorhängeschloß

Aufn. M. Leinhaus

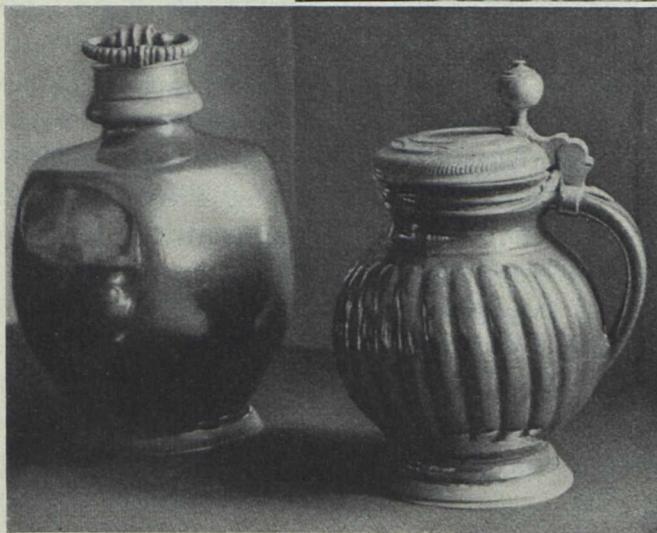
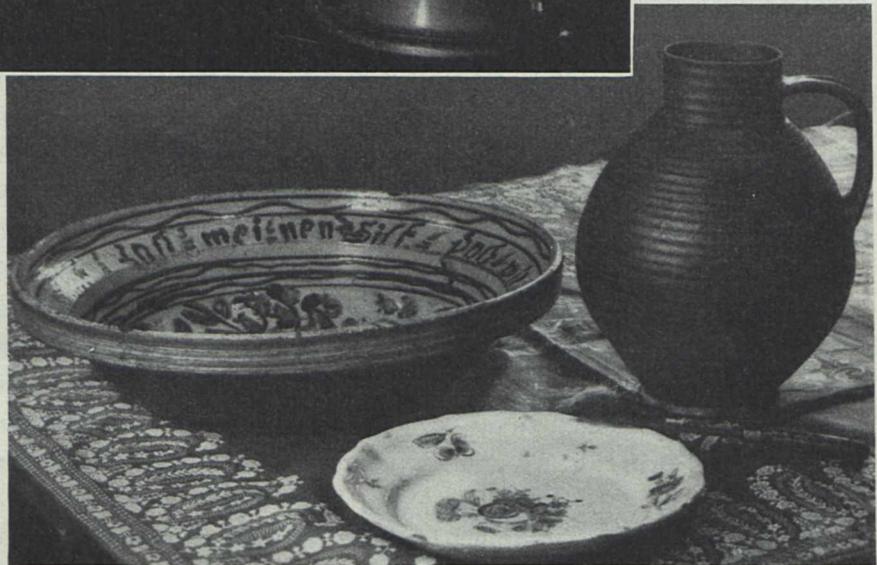
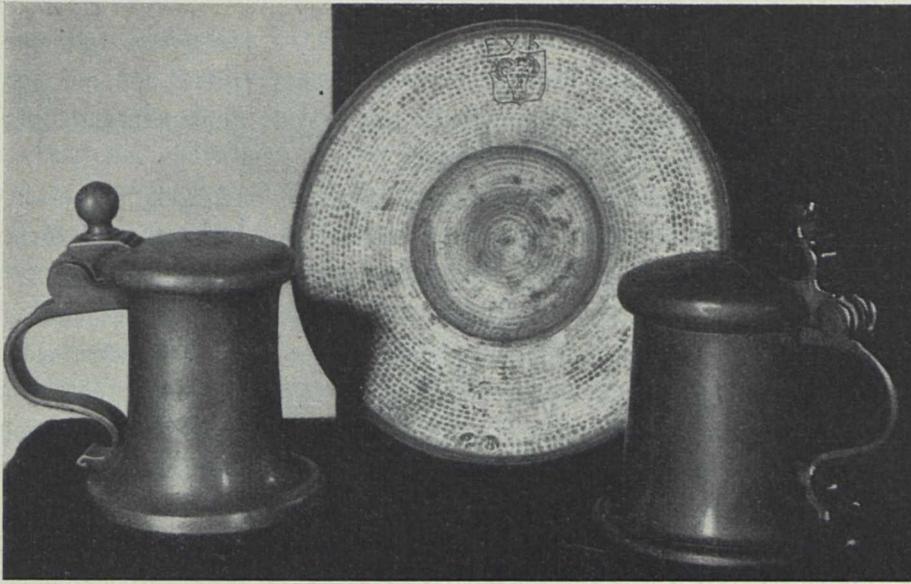
sich im Wirtschaftsleben ganz allgemein ihr Einfluß geltend machte — wir weisen hier nur auf die kanonistische Wirtschaftstheorie hin, auf die Lehre vom gerechten Preise und auf das Verbot des Zinsnehmens — so war schließlich auch der Geist, den wir als Handwerksgefinnung heute so sehr bewundern und schätzen, im Religiösen verankert.

Erheblich waren die Ausgaben der Zünfte für kirchliche Zwecke, die wir in alten Rechnungen verzeichnet finden. „czu kerzcin das man vs gegeben vor wachs und czu machin“ heißt es in dem ältesten Rechnungsbuch der Kürschnerinnung von 1389. Ähnliche Aufzeichnungen, die Kauf und Betreuung der Kerzen betreffen, kehren immer wieder. Das Handwerk setzte eine Ehre darein, möglichst viel für kirchliche Zwecke zu tun und es mit der Erfüllung der sich daraus ergebenden Pflichten recht genau zu nehmen. Konnten die einzelnen Handwerker es schon den Patriziern, die in den städtischen Pfarrkirchen eigene Kapellen stifteten, nicht gleich tun, so waren die Zünfte wohl in der Lage, den Bau einer Kapelle auf sich zu nehmen, und so haben sich denn auch die Kürschner, Bäcker, Schneider und Goldschmiede eigene Kapellen an der Magdalenenkirche erbaut. Die Kürschnerkapelle wurde im Jahre 1404 geweiht und im Laufe der Zeit immer reicher ausgestattet, wie die Rechnungen zeigen, in denen Ausgaben für Meßgewänder, „lymit, handtuch, weiroch, czobir, leuchter und andirs do man Cappella weyt das man haben mußte“ aufgezeichnet sind. Außer dem Eigentumsrecht an dieser Kapelle besaß die Kürschnerzunft noch das Patronat über die „Kleyrkirche“, wie man die Christophorkirche damals gemeinhin nannte. Auch nach Einführung der Reformation betätigten die Handwerker ihren frommen Sinn weiter, vornehmlich indem sie die Neubauten evangelischer Kirchen, wie in Großglogau, Schweidnitz, Jauer, Neumarkt, Kanth, ja selbst in Großkomorn in Ungarn unterstützten.

Sehr am Herzen lag den ehrsamem Zunftmeistern die Sorge um ein würdiges Leichenbegängnis. Die Bestimmungen dafür bilden einen Teil der Zunftordnungen; man kann daran ermessen, welchen Wert man diesem letzten Gange beilegte. Und welches Ansehen die Beisetzung eines Zunftmitgliedes bei der Bevölkerung genoß, geht daraus hervor, daß auch andere Bürger durch Zahlung eines jährlichen Beitrages sich und ihren Angehörigen die würdige Leichenfeier der Zunft sichern konnten. Die Zunft stellte — wir folgen hier den Bestimmungen der Weißgerberzunft — der Familie des Verstorbenen ihr kostbares Leichentuch zur Verfügung; die jüngsten Meister trugen den Sarg, und alle Zunftgenossen waren verpflichtet, ihm zu folgen: „wer ouch zu eyner alden leichnam beygraft nicht komet, der sal geben eynen groschen der stat.“

Aus dieser Quelle lebhaften religiösen Empfindens und Betätigungsdranges stammen auch die mannigfachen Wohlfahrtseinrichtungen der Zünfte. Man unterstützte nicht nur verarmte oder franke Meister und Witwen, sondern half sogar auswärtigen Zünften, wenn sie in Unglück geraten waren. Ebenso warf man Legate und Stipendien für studierende Meistersöhne aus. Uns ist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ein Kürschnersohn bekannt, der Benefiziat der Zunft war und diese bat, ihm unter die Arme zu greifen, damit er „was mehres von nothwendigen nützlichen und gutten Büchern, weil dieselben auf kommenden Leipziger Markt am wohlfeilsten einkauffen und sonsten seinen Sachen desto besser bestellen könne.“

Es war ein reiches Betätigungsfeld, das sich den Zünften auf religiösem und charitativem Gebiet eröffnete, sie haben ihm immer große Aufmerksamkeit gewidmet, damit in hohem Maße kulturfördernd gewirkt und sich so als die Träger bester deutscher Städtkultur erwiesen, als die sie uns noch heute vor Augen stehen.



Aufn. v. Leinhaus

# Alltagsgerät einst — und jetzt?

Von Hans Ehmke

Woher — so fragen wir uns heute — kommt denn wohl die Überladenheit, der Stilmischmasch in den bürgerlichen Wohnungen aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, die Möbelungetüme und die Gipsfiguren, die Samtbezüge und die Bußenscheiben? Das Bürgertum, das als Erscheinungsform seine eigentlichste Aufgabe nicht mehr zu erkennen vermochte, suchte sich in Äußerlichkeiten den Schein einer Bedeutung zu geben, die es schon nicht mehr besaß. Welcher Gegensatz dazu das Alltagsgerät der Vergangenheit. Schlicht und doch bei aller Schlichtheit vielgestaltig, wuchs es unter den Händen von echtem Werkgeist erfüllter Handwerker. Werkgeist, der Bestimmung, Form und Material in inneren Einklang miteinander brachte. Wie echt der Zinnteller, der, auf die einfachste Form einer Scheibe gebracht, seine weitere Bearbeitung durch dicht nebeneinander gesetzte Hammerschläge erfuhr. Echt in doppeltem Sinne, handwerklich echt, weil der Urvorgang der Herstellung unmittelbar ablesbar geblieben und nicht durch weitere Bearbeitung verunklärt ist, echt aber auch, weil ein solches Werk keinen Ehrgeiz verrät, der über seine eigentliche Bestimmung als Gerät des Alltags hinwegtäuschen will. Und von dieser gleichen Echtheit, von der gleichen handwerklichen Frische und Unmittelbarkeit sind sie alle, die Geräte des täglichen Gebrauches aus der ferneren Vergangenheit, von denen unsere Abbildungen nur einige wenige Proben bringen. Die gewichtigen, handfesten Zinnfrüge, die Bunzelkrüge mit der einfachen Formung abgefanteter oder gewulsteter Körper, das trotzigwuchtige Vorhangschloß, die behäbige Schüssel mit dem frisch und unbekümmert aufgemalten Spruch und Pflanzenschmuck und der Krug mit den in den weichen Ton eingeritzten Zickzackbändern. Formen dieser Art sprechen so sehr für sich selbst, daß sie nicht weiter erklärt zu werden brauchen. Das ist rechter Werkgeist, der einfach und schlicht dort gestaltet, wo es um Dinge des alltäglichen Lebens geht, ohne aber auch deshalb dort zu versagen, wo besondere Anforderungen über das Schlichte hinaus dem Kunstsinne schwierigere Aufgaben stellen. Denn es waren in den meisten Fällen dieselben Meister, die den einfachen Hausrat ebenso herstellten, wie das Prachtgerät für die Bestimmungen der Kirche, der Höfe und des Adels, der Körperschaften und des prunkliebenden Großbürgertums. Gerade dies, die Fähigkeit, beiden Aufgabekreisen zu dienen, verleiht auch dem schlichten Alltagsgerät die kraftvolle Schönheit des Echten, das uns heute wieder packt. Damit sind wir aber ganz von selbst wieder aus den öden und eisigen Bereichen der Nur-Kunst in das Gebiet des lebendigen Schaffens hinabgestiegen. Solch blidsicherer Werkgeist lebte ja nicht nur in jedem der werkenden Meister allein. Ein höheres, Mächtigeres trieb vielmehr das Schaffen erst aus sich heraus und befruchtete es: der Gemeinschaftsgeist, die Bündigung in den Zünften, die den tiefen Sinn eines der Allgemeinheit erst verantwortlichen Schaffens in sich barg. Es waren weit mehr als bloße Interessenvertretungen. In ihnen lebte der Geist einer aus dem Werk herausgeborenen und auf das Werk gerichteten Sittlichkeit, der jeden einzelnen unter sein Gebot zwang und die Gesamtheit den Schatz handwerklicher Selbstzucht an den Nachwuchs weitergeben hieß. Einer solchen Geschlossenheit gegenüber erkennen wir doppelt den Wirrwarr unserer Zeit, sehen aber auch die Kräfte, die um neue Gestaltung ringen. Leergelaufen an ihrer Unfähigkeit, aus Eigenem zu schöpfen, haben sich alle Stilrichtungen der Vergangenheit, ob sie nun Altes wahllos erneuern wollten oder Neues zu konstruieren versuchten. Ein wesentlicherer, schöpferischer Geist regt sich.

Hier harret die große Aufgabe des Handwerks. Es wurzelt, da wo es überhaupt noch lebt, ja immer noch tief im echten Werkgeist gemeinsamen Schaffens. Ihn wieder zu beleben und zu fördern ist heute die Kulturaufgabe schlechtthin. Das heißt gewiß nicht, alte Formen nur nachahmen. Denn diese hatten immer nur für ihre Zeit Gültigkeit. Wo echtes Schaffen am Werk ist, wird es von selbst den Stil unserer Zeit finden.

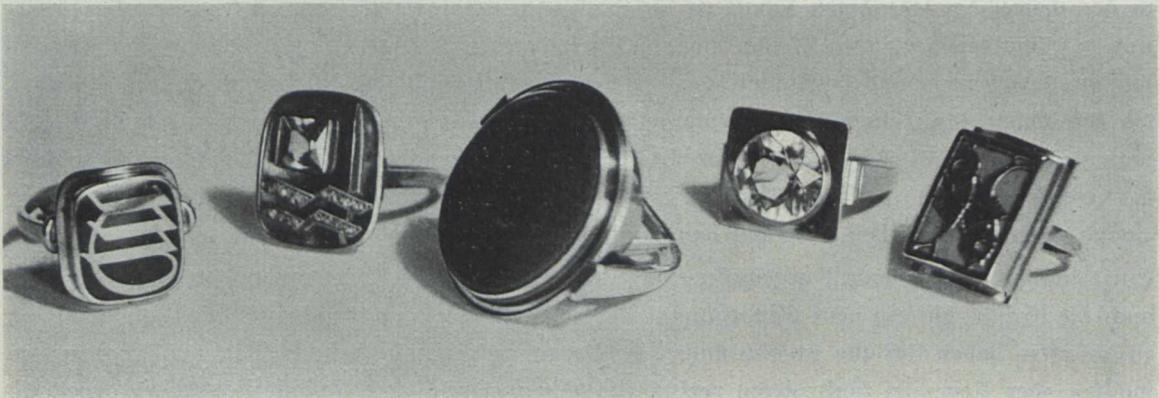
Und wir anderen? An uns ist es, das Handwerk bei dieser schweren Aufgabe nicht nur mit Worten, sondern auch mit der helfenden Tat zu unterstützen. Geben wir dem Handwerk die Möglichkeit, sich vor der Zukunft zu erweisen, indem wir es mehr als bisher mit Aufträgen unterstützen. Und wir werden aus seinen schöpferischen Händen etwas empfangen, was wertvoller ist, als die seelenlosen Erzeugnisse der Maschinen. Ein Stück Schönheit und Echtheit werden wir nach Hause tragen und uns etwas zurückerufen, was bis zu den tiefsten Quellen verschüttet war: die Beseeltheit des Alltags.

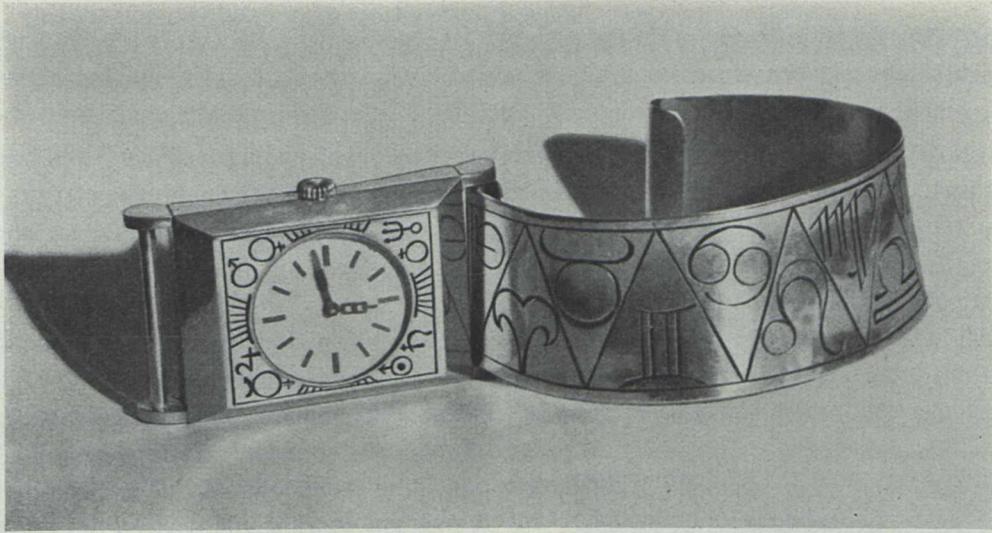
## Der Kunsthandwerker in unserer Zeit

Von Hans Hartung

Das Wesentliche jeder handwerklichen Tätigkeit ist der ungeteilte Arbeitsvorgang. Er gibt dem Schaffenden jene Innigkeit der Beziehung, jene ungeteilte Liebe zum Gegenstand, die das Einzelne wie aus Gotteshand entstehen läßt. Gerade den Kunsthandwerker mußte das Auseinanderreißen von Entwurf und Ausführung, die Trennung des künstlerischen Einfalls vom gewirkten Werk besonders schmerzlich treffen. Der Kunsthandwerker kann nicht zum Handlanger werden, ohne daß nicht ein Zwiespalt sichtbar wird und die Form leidet, weil ihr die absolute Ursprünglichkeit und Gewachsenheit aus der bildnerischen Kraft der Hände fehlt. Gegen zwei Fronten wehrt sich der Kunsthandwerker von heute. Gegen den Geist der Maschine, der Serienerzeugung, der Massenaufgabe und eintönigen Stoffbehandlung und gegen eine geschmacklerische Zierform, welche im Atelier des Zeichners entstanden, die eigentliche Werktreue vermissen läßt.

Wir gewinnen wieder Verständnis für eine handwerkliche Materialbehandlung, die nicht wie eine Maschine zu Dutzenden dasselbe Stück herstellt, sondern unverkennbar die Abweichungen und Zufälligkeiten der handgeformten Arbeit erkennen läßt. Trotzdem wäre es falsch, zu viel Gewicht auf die Einmaligkeit des Stückes, die Besonderheit und Unerseßlichkeit zu legen. Es ist unserem Zeitgefühl nicht angemessen, das Einzelstück zum ästhetischen Kunstwerk zu machen, es seines Gebrauchswertes zu entkleiden, etwa eine Zieruhr so völlig absonderlich zu gestalten, daß sie zum Prunk-





Nezeitliches  
Kunsthandwerk



Aufn. Diesener

stück wird. Wir finden nicht nur zu der schlichten Sprache des Stoffes zurück, unser neues Körper- und Lebensgefühl läßt auch dem einzelnen viel stärker als früher die menschliche Ordnung bewußt werden, in die er gestellt ist. In vielfacher Weise macht sich dieses stille Gemeinschaftsgefühl bemerkbar.

Man denke daran, daß die Uhrindustrie Formen ausgebildet hat, die zum jeweiligen Zweck besonders geeignet sind. Die Sportuhr, die Uhr für den Arzt, der zuverlässige Taschenchronometer des Eisenbahners, die Uhr, die gegen Stoß und Schlag besonders geschützt ist; überall verlangt die besondere Lage des Berufes bestimmte Werkformen. Der Gebrauchswert soll klar in Erscheinung treten. Die Berufsgliederung spiegelt sich in ihm.

Aber selbst beim Schmuck, der sich jeder praktischen Bewertung entzieht, verrät das Einzelstück, daß es nicht schlecht hin persönlich, nur für einen ganz bestimmten einzelnen gedacht war. Dadurch, daß wir stärker das Bewußtsein unserer Stammeszugehörigkeit, unseres körperlichen Typus, unserer

leiblich-seelischen Eigenart besitzen als alle Zeiten vor uns, ist unser Gefühl geschärft, welcher Ring z. B. für schmale und lange Hände, welcher sich für kräftige Finger, für braungebrannte Säuste, eignet, wie die seelische Eigenschaft des Besitzers, wie seine allgemeine Art an dem getragenen Stück zum Ausdruck kommen will. Rein äußerlich besteht wieder die Neigung, die Zeichen der Monate als Beschriftung zu benutzen und damit die alten Zusammenhänge zwischen der Geburtsstunde und dem Schicksal aufleben zu lassen. Daß jeder Mensch andere Steine bevorzugt, daß kaum derselbe Träger einen fleischfarbigen Carneol oder einen durchsichtigen Aquamarin, einen weißen Zirkon oder einen leuchtenden Rubin sich aussuchen wird, beweist nur, daß eben auch das Temperament eine wesentliche Rolle spielt.

Eins jedenfalls kann man sagen: man bewertet heute grade den Zusammenklang zwischen dem Schmuck und seinem Träger. Der reine Geldwert spielt demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Der Kunsthandwerker muß dagegen eine lebendige Vorstellung von den Menschentypen besitzen, deren Eigenart er sichtbar machen will. Und so wie er sich zu den Menschen verhält, so soll er sich auch zu den Dingen stellen. Ob es sich um eine Schale, eine Truhe, eine Opferbüchse, ein Trinkgefäß, um einen Beleuchtungskörper handelt, immer gilt es, so einfach, so klar ansprechend wie möglich das Gegenständliche sprechen zu lassen. Immer muß das Ziel sein, nicht staunend ein Wunderwerk zu betrachten, sondern die formende Menschenhand, die Grundformen des Seins und Wirkens lebendig zu erhalten.



# Veit Stoß / Eines deutschen Künstlers Schicksalsweg

zu seinem 400. Todesjahre

Von Christof Krumbhermer

Zwischen dem 24. September und dem 13. Dezember 1533 starb zu Nürnberg ein blinder Greis, fast 90jährig, nach einem Leben voller Erfolge und höchsten Ruhmes, nach einem Leben belastet mit einer schweren Schuld und bedeckt mit tiefster Schmach; nach einem Leben voller Unraft und schwerem Kampf, ausgefüllt mit inbrünstiger Arbeit zur Ehre Gottes:

Der große Bildschnitzer der deutschen Spätgotik, Veit Stoß.

Um diesen deutschen Künstler des Mittelalters geht heute noch der Streit zweier Nationen, trotzdem ihn die Wissenschaft aus beiden Lagern längst entschieden hat. Immer noch beansprucht die polnische Nation diesen deutschen Künstler als einen der Ihrigen und versucht mit den bei ihr üblichen Mitteln diesen Anspruch aufs neue zu erhärten.

Wann tauchte denn der Gedanke überhaupt zum ersten Male auf, daß der Nürnberger Veit Stoß polnischer Herkunft sein könnte? Das Nürnberger Schrifttum des 17. und 18. Jahrhunderts hat den traurigen Ruhm, diesen Irrtum heraufbeschworen zu haben, als es berichtete, Stoß sei aus Krafau gebürtig gewesen.

Drei Dinge sind für diese Zeit mangelnden völkischen Selbstbewußtseins eigentümlich:

Die Ungenauigkeit, die oberflächliche Mißachtung vergangener Epochen und die Geringschätzung der heimatischen Eigenart.

In jener Zeit entstand das scheußliche Wort für etwas, das man gering achtete: „Es ist nicht weit her“. Dazu kam noch Eines: Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Nürnberger Historiker des 17. Jahrhunderts Veit Stoß, den gebrandmarkt, nur allzu gern als Ausländer genannt hat, als eigenwilligen, außerhalb der heimischen Zirkel und Ordnungen stehenden Menschen des Ostens, bei dem ein so schweres Verbrechen wie das der Urkundenfälschung leichter verständlich ist, als bei einem ehrbaren Bürger Nürnbergs oder einem Kind des fränkischen Kreises.

Nein, der schicksalsvolle Künstler Veit Stoß war ein Deutscher nach seiner Abstammung, ein Deutscher nach seinem Wesen, ein Deutscher nach seinem Werk, das Kind einer großen deutschen Zeit, mitten hineingestellt in die dritte Kolonisationswelle des deutschen Ostens, als Nürnberg der Ausgangspunkt deutschen Unternehmungs- und Handelsgeistes nach dem Südosten war, als Krafau und Lemberg gegründet wurden nach deutschem Recht und ausgestattet mit deutschen Verwaltungen in ihren politischen und Kirchengemeinden blühten, als von Lübeck aus die deutsche Hanse die Ostseeküste bis Dorpat, Reval und Riga dem Deutschtum durch friedliche Arbeit erschloß.

Betrachten wir das Leben des Veit Stoß mit Stolz und Verständnis, mit Anteilnahme und Trauer, als das Leben eines der Unseren, den sein Werk unsterblich gemacht hat.

Dem Ruhme gekrönt.

Enge Wirtschaftsbeziehungen verbanden, wie gesagt, im 15. Jahrhundert das reiche Nürnberg mit den Städten des Ostens: der Hauptstadt des Königreichs Böhmen: Prag, der Hauptstadt des Königreichs Ungarn: Ofen, der polnischen Königsstadt Krafau und dem mächtigen Lemberg mit ihren großen deutschen Gemeinden.

1460 taucht zum ersten Male bei einem Botendienst an die Königin nach Prag ein „Stoß“ auf, der in Nürnberg auf dem „neuen Bau“ wohnte; dort war auch eine Leineweberin Kathrein ansässig, die wahrscheinlich dieselbe ist, wie Kathrein Stoßin, die Wirferin, die 1454 in Nürnberg das Bürgerrecht erwarb und 1475 starb. Sie wird 1445 in Dinfelsbühl als Gattin des 1452 verstorbenen Bürgers Fritz Stoß urkundlich erwähnt.

1477 bestellt die deutsche Marienkirche-Gemeinde zu Krafau bei dem „Magister Vitus almanus de Norinberga“, also bei Meister Veit, dem Deutschen aus Nürnberg, den Altar von Mariens Tod. Die Ausmaße dieses Altars sollten so gewaltig werden, daß die Polen den Plan verachteten und verspotteten und nie an seine Vollendung glaubten. Diese Tatsache ist in der Stiftungsurkunde zu dem Altarwerk niedergelegt. Bis 1484 hat Veit Stoß in Krafau an diesem Riesenwerk gearbeitet. Sein Ansehen hatte sich in der fremden Stadt so gefestigt, daß er unter den Ältesten der Maler- und Tischlerzunft zu finden ist und daß er von allen städtischen Steuern befreit wurde.

Immer weiter verbreitete sich die Kunde des großen deutschen Künstlers, der in Krafau wohnte, durch den deutschen Osten. In den Jahren 1485, 86 bis 88 finden wir Stoß auf Reisen zwischen Krafau, Breslau und Nürnberg. 1489 endlich wird der Krafauer Altar in Gegenwart des Künstlers geweiht. Veit Stoß steht auf der Höhe seines Ruhmes, unermüdet arbeitet sein Geist und seine Hand weiter; nicht nur mit dem Schmitzmesser, sondern auch mit dem Meißel schafft er große Kunstwerke. Als er im Jahre 1496 beim Rate der alten Heimatstadt Nürnberg vorstellig wird, von neuem das Nürnberger Bürgerrecht zu erwerben, das er 1477 aufgegeben hat, zahlt er eine Gebühr von 3 Gulden, ein Beweis dafür, daß er als reicher wohlhabender Mann aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt ist. Aus sicheren Urkunden wissen wir um die wirtschaftlichen Beziehungen des Meisters und um die Anlage seines Geldes. So finden wir ihn urkundlich beteiligt mit einer Anzahl von Kaufleuten aus Augsburg, Nürnberg und anderen Orten am schlesischen Goldbergbau von Reichenstein, der in dieser Zeit in großer Blüte stand. Eine zahlreiche Familie ward dem Meister geschenkt; wir finden seine Söhne in Bamberg, Krafau, Görlitz, Pilsen, Kronstadt und Bergsäß in Ungarn. Sein Sohn Andreas aber, der in Nürnberg wohnte, war Carmeliter-Mönch geworden und stieg zum Prior seines Klosters empor.

#### Don der Schmach nicht verschont

Der gefestigte Bau des Ruhmes, des Reichtums und des Ansehens wurde mit einem Male zertrümmert durch eine unselige Schuld. Wie so oft Künstlernaturen die Nüchternheit und die zwingende Logik wirtschaftlicher Dinge fremd sind, und sie glauben, auch in der Wirtschaft so große Gewinne erzielen zu können, wie durch die einmaligen und seltenen Schöpfungen ihres Genies, so mag wohl auch Veit Stoß geglaubt haben, sein Kapital mit einem besonders hohen Gewinn anlegen zu können. Er ließ tausend Gulden, das sind nach unserem Gelde etwa 40 000 Mark, einem Kaufmann Jacob Baner. Dieser aber hatte einen üblen Schuldner und nun wurde der Künstler das Opfer eines häßlichen Spieles. Baner riet Veit Stoß, das Geld zurückzunehmen und es bei seinem Schuldner, einem gewissen Starzedel noch nutzbringender anzulegen. Kaum aber hatte Veit Stoß das Geld an Starzedel gezahlt, als dieser die fremde Summe benutzte, um seinen Gläubiger Baner zu befriedigen, dann bankrott machte und mit dem Rest des Geldes verschwand. Veit Stoß strengt gegen den unredlichen Ratgeber Baner einen Prozeß an und verliert ihn. Und nun beugt er das



Erzengel Gabriel (Aus dem „Englischen Gruß“)

Von Veit Stof

Recht, in dem er eine Quittung Baners nachmacht und Siegel und Unterschrift mit seiner Künstlerhand so fälscht, daß selbst der betrogene Betrüger irre wurde.

Auf die schwere Untat stand nach mittelalterlichem deutschem Recht der Tod, und nur der Fürsprache eines Würzburger Bischofs und eines angesehenen Ritters ist es zu verdanken, daß die Strafe nach



Apostel vom Bamberger Altar

Von Veit Stofz

damaligem Begriffe milde ausfiel. Man wollte zuerst dem Meister die Augen blenden, aber durch besondere Milde wurde er durch Henkershand öffentlich durch beide Backen gebrannt; zugleich mußte er schwören, die Stadt Nürnberg nicht mehr zu verlassen.

1506 schenkt ihm der gnädige Kaiser Maximilian sehr gegen den Willen und zum Ärger des Rates von Nürnberg die bürgerliche Ehre wieder, aber der tiefe Fall und der schwere Schicksalsschlag hat den Menschen weit Stoß völlig verändert. Er ist nicht mehr der von allen beliebte und ruhmgekrönte Mann, das Leben hat ihn verbittert und starr gemacht, er gerät bei dem Rate von Nürnberg in den Ruf, „ein irrig geschreyig Mann“ zu sein, der bei jeder Gelegenheit in der Abwehr sich befindet. Er scheint nach dieser auf uns überkommenen Bezeichnung die traurige Rolle eines sich dauernd verfolgt wählenden Querulanten gespielt zu haben.

Er versteht auch nicht die große Glaubensbewegung seiner Zeit, die die Mehrzahl seiner Nürnberger Mitbürger und die Nürnberger Obrigkeit erfaßte, er hält in starrer Treue an dem alten Bekenntnis fest.

Daß nach dem Unglücksjahr 1503 die Gesellen aus der Werkstatt des Gebrandmarkten liefen, den der Henker angefaßt hatte, ist nur allzu leicht erklärlich. Daß die Kirchen die Aufträge zurückzogen und der Rat Schwierigkeiten bei der Aufstellung von Gedächtnisbildern machte, ist ebenso verständlich, und daß bei der Einführung der Reformation die Bildschnitzerei im allgemeinen zurückging und die Gotteshäuser einen sparsamen Schmuck erhielten, wenn sie überhaupt einen neuen bestellten, ist klar. Trotzdem hat der große Künstler auch diese bitteren und düsteren Jahre seines Lebens siegreich überwunden. Private Aufträge und Stiftungen angesehenen Bürger halfen ihm über die schwere Krisenzeit. Er hat es noch erleben müssen, daß sein letztes großes Werk, der Bamberger Altar, an dem er nach seinem eigenen Bericht ohne jede Hilfe drei Jahre lang gearbeitet hat, nicht abgenommen wurde. Seine letzten vier Arbeiten kennen wir nicht mehr, wissen nur, daß dem greisen Meister an seinem Lebensabend ein erschütterndes Schicksal nicht erspart blieb: Das

Licht seiner Augen erlosch. — Im letzten Drittel des Jahres 1533 ging der große Dulder in das Licht der ewigen Heimat ein.

In der Unsterblichkeit seines Werkes vollendet.

Das, was von dem Menschen Zeit Stoß bleiben wird, solange es deutsches Fühlen und Denken gibt, sind die Werke seiner Hand, die Schöpfungen seiner frommen Seele.

In jungen Jahren, wohl 30jährig erst, erhält er den größten Auftrag seines Lebens von der deutschen Marienkirchgemeinde zu Krakau. 13 Meter hoch und 11 Meter breit ragt wie ein aufgeschlagener köstlicher Prachtband der riesige Altarschrein im deutschen gotischen Gotteshause der polnischen Königsstadt. Die erschütternde dramatische Wucht der Hauptgestalten, die unerschöpfliche Erfindungsgabe in den sechs großen schmückenden Reliefs, die hinreißende Komposition im Aufbau des ganzen Werkes erfüllen den Betrachter mit tiefer Bewegung und steigender Ehrfurcht. So wie die Fülle der Gestalten und der Reichtum der Erfindungsgabe dieses großen Werkes sich entfalteten, so breitete sich der Ruhm des jungen Meisters über die Lande des Ostens aus, und als er das große steinerne Bildwerk für den greisen König Kasimir IV. schuf, zeichnete er diesen großen Monarchen mit der ganzen Tiefe seiner deutschen Künstlerseele und schuf im fernen Krakau ein Denkmal deutscher Kunst und deutschen Gemütes.

Seine Werkstätten, die er zur Bewältigung der großen Aufträge unterhielt, wurden von seinem Geiste erfüllt, und wie jeder große Meister seine künstlerische Handschrift unbekannt seinen Schülern einprägt, so schufen auch im weiten deutschen Südosten Bildschnitzer, die mit der Werkstätte des Veit Stoß in Beziehungen standen oder aus ihr hervorgegangen sind, zahlreiche Bildwerke, die den Arbeiten des ruhmgekrönten Nürnbergers in Form und Ausdruck nahe standen. In Breslau schnitzte ein Meister den Lukasaltar in der Magdalenenkirche, in Schweidnitz wird ein Marienodaltar aufgeführt, der in der Anordnung der Hauptgruppen an das große Vorbild von Krakau erinnert, und im nördlichen Niederschlesien, in Glogau, wird ein Tor mit Sandsteinfiguren geschmückt, deren edle Gestaltung die Beziehungen zur Schule des Veit Stoß erkennen lassen.



Hl. Andreas

Von Veit Stoß

Der Dom zu Gnesen und die Kathedrale zu Wloclawek bergen Kunstwerke des Meisters aus jener Zeit. Die Nürnberger Kunst wird damit im ganzen weiten Osten berühmt, und auch andere Nürnberger Künstler, wie Joh. Suesz, genannt Hans von Culmbach, Hans Dürer, der Bruder des großen deutschen Malers Albrecht Dürer, und der Goldschmied Melchior Bayer arbeiten für Krafau. In Breslau aber läßt der reiche kunstsinnige Bischof Joh. Roth in der Gießhütte des Nürnberger Peter Vischer 1496 bei Lebzeiten seine Grabplatte gießen. — So zieht die grandiose Schöpfung des Krafauer Altars Aufträge für einen ganzen Kreis Nürnberger Künstler im deutschen Südosten nach sich.

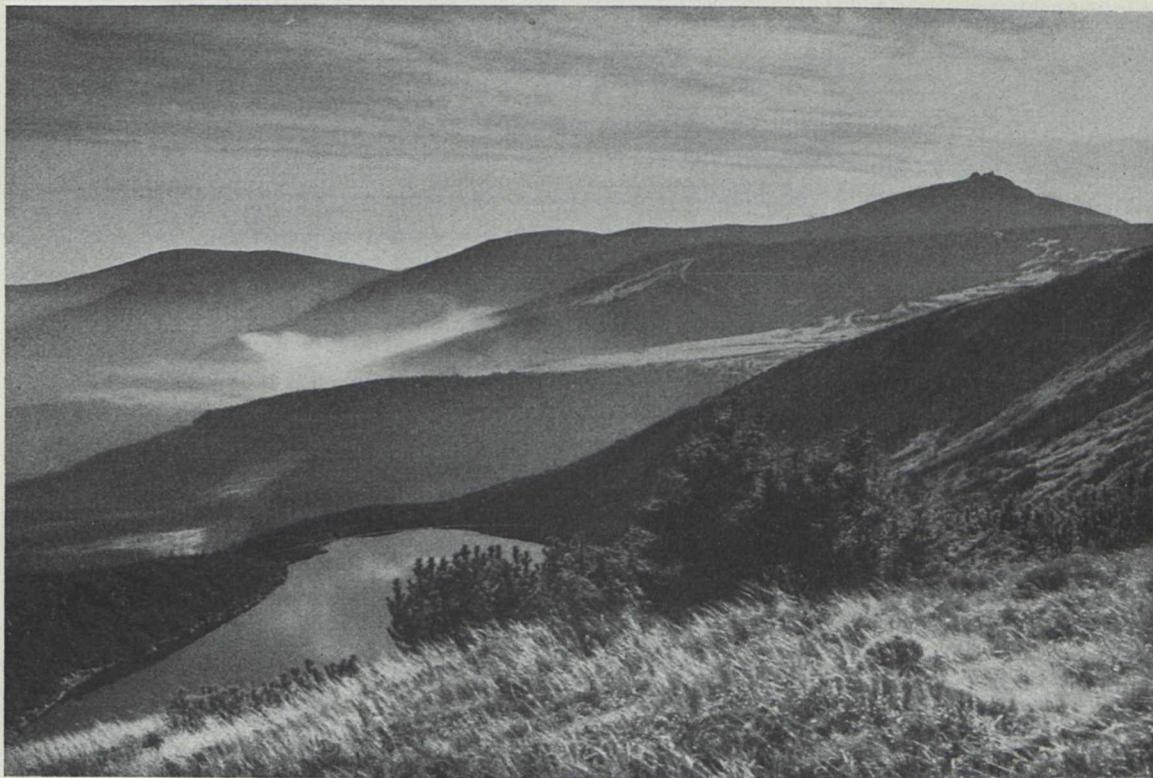
Die Fülle und Bewegtheit der frühen Arbeiten des Nürnberger Bildschnitzers atmen alle die Verbundenheit des fest auf dem Boden stehenden, unerschöpfllich arbeitenden, mit der ganzen Gedanken-tiefe und Innigkeit seiner Seele begnadeten deutschen Menschen.

Hatte der Meister in den Zeiten seines Ruhmes eine unerschöpfliche Fülle von Gestalten und mit seinem großartigen Gedankenreichtum Kompositionen geschaffen, so preßt er in den Jahren, in denen er seine Schuld büßt und sühnt, die ganze Kraft seiner niedergedrückten Seele in den einzelnen Figuren-Schöpfungen zusammen.

In jener Zeit entstehen die ergreifenden Heilandsbilder, in jener Zeit schafft er die Figur des hl. Andreas, die sein Freund Andreas Tucher bestellte — aber immer wieder stößt er auf Hindernisse, so lehnt ihm der Rat von Nürnberg 1506 es ab, eine Paulusfigur, wie er es wünscht, in der St. Sebalduskirche an einen Pfeiler zu setzen.

Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten erlahmt die Schaffenskraft des Meisters nicht. Immer wieder bestellen Nürnberger Patrizier bei dem berühmten Bildschnitzer ihre Gedächtnisbilder, die sie den Kirchen stifteten. Die Kunst des großen Meisters hat über die menschliche Schwäche den Sieg davongetragen, und es ist, als ob die beiden letzten großen Werke auch in ihrem Äußeren die Züge der Erlösung, des Friedens und der Vollendung tragen. — Der englische Gruß ist wie eine überirdische Krönung des Erden-schaffens, und die beiden Köpfe der Maria und des Erzengel Gabriel in ihrer Innigkeit und Zartheit sagen uns, daß die Seele des Meisters wieder ruhig geworden ist.

Noch einmal erhält der Meister einen großen kirchlichen Auftrag; sein eigener Sohn, Dr. Andreas Stoß, der Prior des Nürnberger Carmeliter-Convents, bestellte 1520 bei seinem Vater einen Schnitzaltar bei einer dreijährigen Lieferfrist. Noch einmal war es dem 70jährigen Künstler damit vergönnt, ein großes Altarwerk zu schaffen. Wiederum schnitzte er, wie bei den Figuren des englischen Grußes, Gestalt auf Gestalt und Gesicht auf Gesicht in jener eigenartigen Weiche und vollendeten Harmonie, die uns sagt, daß der unruhewolle Mensch aus den Qualen dieses irdischen Lebens sich geflüchtet hat in das Reich des Schönen und daß er ganz erfüllt vom Gottesgedanken in seiner Kunst Trost und Ruhe fand. Wenn auch bei diesem letzten Werk ein irdischer Kummer ihm nicht erspart blieb — der Auftraggeber, sein Sohn, wurde als Gegner der Reformation der Stadt verwiesen, und der Meister hat die Abnahme seiner Arbeit nicht erlebt — so hat er dennoch trotz aller Schwierigkeiten sein Werk mit der Schaffung des Bamberger Altares beschlossen. Sein Lebenswerk, das unsterblich geworden ist, hat den armen, reichen, von irdischem Ruhme gekrönten, von Schuld umstrickten, von der Schmach nicht verschonten Meister durch seine ewige Gültigkeit und Unsterblichkeit erlöst und vollendet.



Herbstmorgen im Riesengebirge

Aufn. Klette

## Die erste nationalsozialistische Kulturwoche im „Boberhaus“ zu Löwenberg

Von Herbert Leuschner

Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg sagte der Führer in seiner grundlegenden Rede über den nationalsozialistischen Kulturwillen: „Weltanschauungen sehen in der Erreichung der politischen Macht nur die Voraussetzung für den Beginn der Erfüllung ihrer eigentlichen Mission.“

Wir stehen heute am Anfang. Der Nationalsozialismus ist eine Weltanschauung, die den gesamten Lebensraum unseres Volkes, den eigenen Grundgesetzen gemäß, neu gestalten wird. Es gilt nun die Forderungen der Idee auf allen kulturellen Gebieten wirksam zu machen. Vielfältig sind die ersten Versuche, sind die Ansatzpunkte der neuen Gestaltung. Von entscheidender Bedeutung ist deshalb jetzt die kulturelle Erziehungsarbeit.

Aus dieser Erwägung verdient eine Tagung große Beachtung, die vom 21. bis 27. August d. J. im „Boberhaus“ zu Löwenberg stattfand. Dieses bekannte Grenzschaulheim veranstaltete in Zusammenarbeit mit der Landesgruppe Schlesien des Kampfbundes für deutsche Kultur die erste nationalsozialistische Kulturwoche. Die Tagung stand unter dem Protektorat von Staatskommissar

Hinzel. In der Zielsetzung und der Art der Durchführung wird diese Veranstaltung in vieler Hinsicht richtungweisend für die künftige Arbeit sein.

Die große Bedeutung, die dieser Woche in weiten Kreisen beigemessen wurde, bewies auch die große Teilnehmerzahl aus den Kreisen der Lehrer, der Studenten, der NS. Frauenschaft, der SA., des pädagogischen Dienstes und des freiwilligen Arbeitsdienstes. Über den Kreis dieser ständigen Teilnehmer hinaus, die vorwiegend aus Schlesien und Berlin gekommen waren, nahm auch die Löwenberger Bevölkerung an vielen Veranstaltungen lebhaften Anteil.

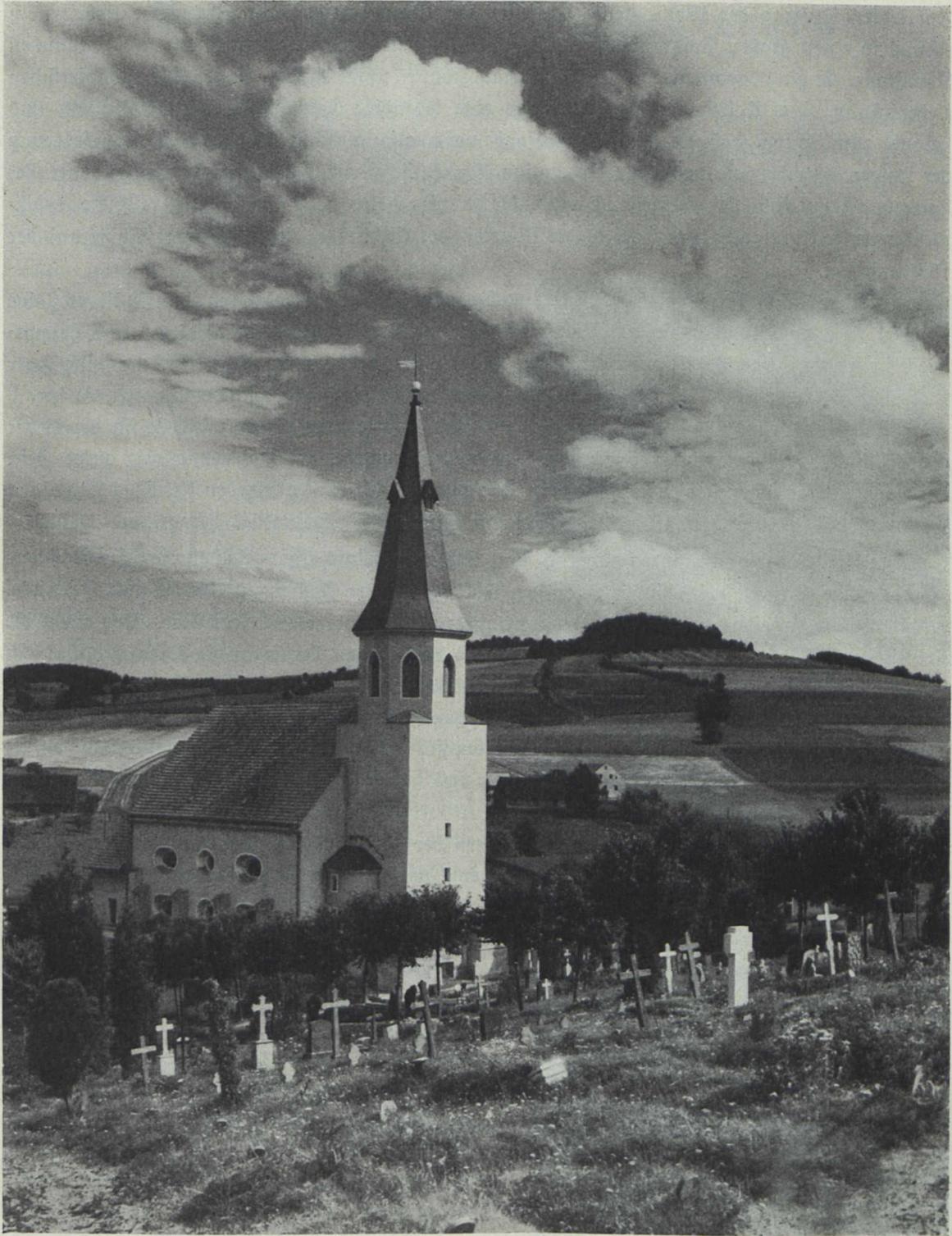
Im Mittelpunkt der Tagung stand die Vortragsreihe, die einige der wichtigsten Gebiete nationalsozialistischer Kulturarbeit berührte. Stunden der Aussprache über diese Grundgedanken, Stunden des Volksliedlehrganges und der Arbeitsgemeinschaften wechselten im Verlaufe eines Arbeitstages miteinander ab.

Die einleitenden Vorträge über die Idee des Nationalsozialismus und über Sinn und Geschichte des Hakenkreuzes boten Gelegenheit, die Grundlagen der künftigen Arbeit herauszuarbeiten und als verpflichtend vor Augen zu stellen. Von dieser Ausgangsstellung aus wurde dann die nationalsozialistische Kulturarbeit insbesondere auf drei Gebieten umrissen.

Der Reichsorganisationsleiter der Deutschen Bühne, Bürgermeister Schönwälder-Breslau, sprach über die Stellung und die Aufgaben des Theaters im heutigen Staat. Seine Ausführungen waren von den Grundsätzen getragen: „Das Theater der Zukunft muß volkstümlich sein. Es muß allen Deutschen offenstehen und allen Volksgenossen Wesentliches zu sagen haben. Das Theater muß seiner erzieherischen Aufgabe gerecht werden, indem es ein Mittel wird, die Seelen der deutschen Menschen dem neuen Geist zu erschließen. Dichter, Schauspieler und Zuschauer müssen sich auf der gemeinsamen Lebensgrundlage des Nationalsozialismus zusammenfinden, damit fruchtbare kulturelle Arbeit geleistet werden kann.“ Der Redner eröffnete dann einen Ausblick auf die Vorschläge und Versuche neuer Theatergestaltung und wies dabei besonders auf die Förderung des Freilichttheaters hin, das seiner landschaftlichen Eigenart gemäß der Ausgangspunkt für Heimatspiele, wie sie z. B. am Zobten in großzügiger Weise geplant sind, werden soll.

Der schlesische Dichter Hans Christoph Kaergel sprach über die nationalsozialistische Literatur. Er ging davon aus, daß der Nationalsozialismus als Ausdruck des ewigen deutschen Strebens zu werten ist, das immer wieder im Strom der deutschen Geistesgeschichte auftaucht und darauf ausgeht, den einzelnen als sittliche Persönlichkeit im Göttlichen zu binden, und als Glied in die lebendige Volksgemeinschaft einzufügen. Von dieser Blickstellung aus nannte er dann Kündler des Dritten Reiches, Rufer im Kampf und würdigte besonders eine große Zahl der in Deutschlands Gauen verwurzelten Dichter, die zur Heimat, zum Vaterlande hinführen und dadurch Bewahrer der Idee werden.

Die wichtigsten Fragen der nationalsozialistischen Erziehung fanden in einem Vortrag von Studienrat Dr. Bläß eine eingehende Behandlung. Indem er keinerlei haltlose Annahmen und Beziehungen in seine Betrachtung einbezog, sondern sich streng im Rahmen der von den maßgebenden Männern des neuen Staates anerkannten Grundlinien hielt, vermochte er die Linie der künftigen Schulgestaltung umfassend und klar herauszuarbeiten.



Kirche in Ober Wüstegiersdorf

Aufn. Klette

Im letzten Vortrag der Woche stellte Professor Dr. Wendland, Berlin, die ganze Arbeit noch einmal in einen großen Zusammenhang in seiner Rede über die Kultur im nationalsozialistischen Volksstaat. Er ging davon aus, daß wir Nationalsozialisten unter Kultur den gesamten schöpferischen Lebensraum eines Volkes verstehen. Er gab eine lebendige Gesamtschau der Entwicklung und betonte zum Schluß, daß die wichtigste Aufgabe nationalsozialistischer Kulturpolitik die Förderung der jungen Künstler, die ganz aus der nationalsozialistischen Grundhaltung heraus zu neuer Gestaltung gelangt sind, sei. Professor Dr. Wendland wies dann noch im einzelnen auf die Ansatzpunkte neuer Kunst auf dem Gebiete der Malerei, der Architektur, der bildenden Künste und der Dichtung hin.

Einen breiten Raum im Rahmen der Kulturwoche nahm der Volksliedlehrgang ein. In klarer Folge wurden die alten Liedschätze unseres Volkes, Kinder-, Mütter-, Jugendlieder, Stände- und Heimatlieder in froher Gemeinschaft erarbeitet. Der Leiter dieses Lehrganges, Bezirksjugendmusikpfleger A. Heinrich-Liegnitz, stellte in einzelnen Vorträgen das Wesentlichste besonders heraus. Er sprach zuerst über das Grundsätzliche des neuen Singens und erklärte dabei unsere Vorliebe für die Lieder des 15. und 16. Jahrhunderts durch die Verwandtheit unserer Geisteshaltung mit dieser Zeit. In weiteren Vorträgen hob er die mythische Überlieferung im Kinderlied, den Ausdruck ständischer Ordnung im Ständelied und die Beziehung von Heimat und Heimatlied hervor.

Aus den Kreisen der Teilnehmer hatten sich fünf Arbeitsgemeinschaften gebildet, die sich mit bäuerlicher Kultur, nationalsozialistischer Literatur, Volkstanz, alter Instrumentalmusik und Laienspiel befaßten. Die Arbeit war auf allen Gebieten außerordentlich rege und fruchtbar. Vor allem die Arbeitsgemeinschaft für bäuerliche Kultur verdient Beachtung. Da sie im Boberhaus auf einem Boden wirkte, der mit der Bauernschaft lebendige Verbindung unterhält, gestaltete sich die Arbeit besonders bedeutsam. Eine Gruppe des pädagogischen Arbeitsdienstes berichtete über die Ergebnisse der Dorfwochenarbeit. Einzelne Vorträge erstreckten sich auf die Familienforschung im Rahmen der Dorfwoche, die Grundlagen bäuerlicher Kultur und die Lebenshaltung der schleswigschen, holsteinschen und dänischen Bauern.

Die Laienspielgruppe, die zumeist aus Mitgliedern der pädagogischen Dienstgruppe bestand, trat mit einer Aufführung des Lustspiels „Peter Squenz“ von Andreas Gryphius an die Öffentlichkeit und hatte einen großen Erfolg zu verzeichnen. Sie bereitet weiterhin „Volk ohne Heimat“ von Hans Christoph Kaergel vor.

In der Schlußfeier der Kulturwoche zeigte der Überblick über den Verlauf der Tagung und die geleistete Arbeit, wie groß der Erfolg und wie überaus wertvoll der Gedanke einer solchen Veranstaltung war. Dieser erste Versuch einer nationalsozialistischen Kulturwoche, der von dem Leiter des „Boberhauses“, Dr. Greiff, angeregt und in vorbildlicher Art durchgeführt wurde, bewies, wie fruchtbar die Idee einer solchen Tagung ist. Die nationalsozialistische Erziehungsarbeit hat dadurch einen wesentlichen Antrieb erfahren. Es steht zu erwarten, daß in Kürze ähnliche Veranstaltungen auch von anderen Stellen durchgeführt werden.

# Das Sportfest des deutschen Ostens

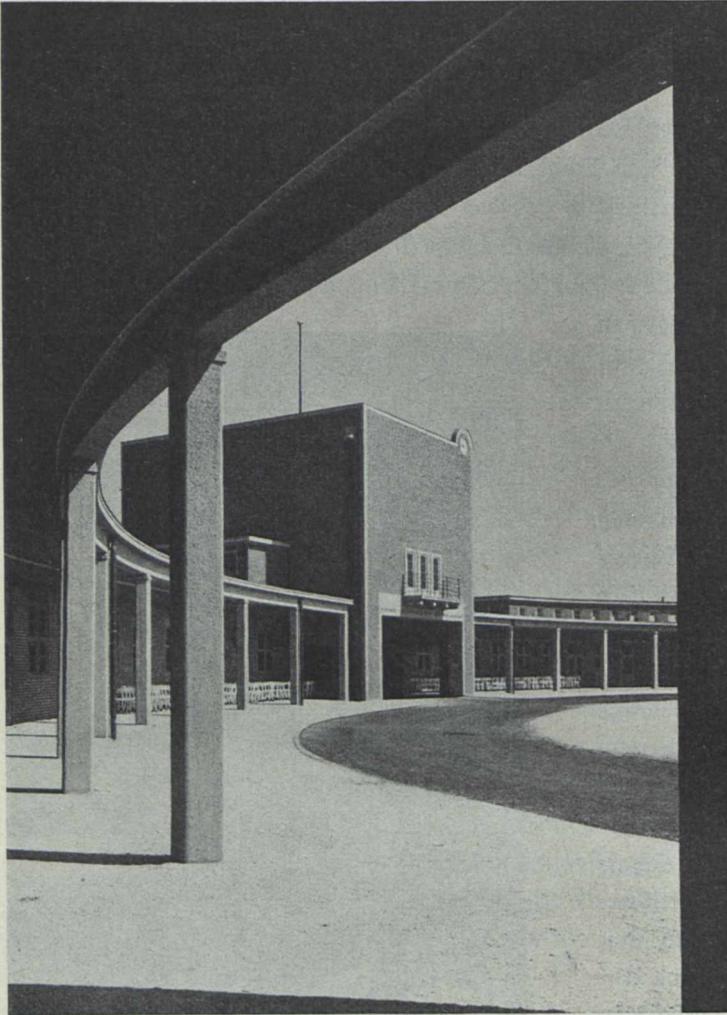
Von Gotthard Käßmann

Die große Staatsumwälzung im deutschen Vaterlande ist auch am deutschen Turn- und Sportleben nicht vorübergegangen. Der neue Staat hat den Wert der Körpererziehung in höchstem Maße erkannt. Das Zeitalter des Intellektuellen, das den Menschen körperlich verkümmern ließ, ist vorüber, und im Geiste einer neuen Zeit werden deutsche Menschen nun neben der geistigen eine harte, körperliche Schulung durchmachen müssen. Sport und Turnen sind in erster Linie dazu berufen, den neuen Menschen zu formen und ihn hart für den schweren Daseinskampf und die zu erfüllenden Zukunftsaufgaben zu machen.

Das Bedeutsamste an der Neuentwicklung des Turn- und Sportlebens ist die Tatsache, daß der neue Staat die Entwicklung der Leibesübungen nicht wie bisher der Privatinitiative überläßt, sondern nachdrücklicher als je der Turn- und Sportbewegung planmäßig praktische Unterstützung und Förderung gewährt. Das gesamte deutsche Turn- und Sportwesen wird heute vom Staat kontrolliert und geführt. Die Beseitigung der Viel- und Unzahl der Verbände und Verbändchen im Deutschen Reiche durch die Schaffung der 15 Säulen im Reichssportführerring war die erste Großtat der neuen Führung, die mit einem Schlage die sprichwörtliche Uneinigkeit im Turn- und Sportleben beseitigte. Eine weitere Zusammenfassung der wertvollen Kräfte erfolgte schließlich durch den Zusammenschluß der Deutschen Turnerschaft mit dem Deutschen Fußball-Verband, dem Deutschen Leichtathletik-Verband, dem Deutschen Schwimm-Verband und dem Deutschen Schwerathletik-Verband zu einem großen Turn- und Sportverband, dessen letzter Sinn sich erst in der Entwicklung der nächsten Jahre voll offenbaren wird. Erfreulicherweise haben entsprechend den Bestrebungen der Reichssportführung auch in den einzelnen Gebieten bereits Zusammenschlüsse von Vereinen stattgefunden, die als Großvereine ihre wertvollen Aufgaben, die in



Reichssportführer v. Tschammer-Osten



Eingang in das Breslauer Stadion

der körperlichen Ertüchtigung unseres Volkes gipfeln, besser erfüllen können als die vielen kleinen Vereinsgebilde, die der beredte Ausdruck einer Eigenbrötelei waren, für die es in einem neuen Deutschland kein Verständnis mehr gibt. Hand in Hand mit der rein organisatorischen Neubildung des deutschen Turn- und Sportwesens geht die geistige Erneuerung, die vor allem die Schäden des „Cractums“ beseitigen helfen wird. Jeder deutsche Turner und Sportler wird es in Zukunft wieder als eine Ehre betrachten müssen, für die deutschen Farben tätig sein zu dürfen und in diesem Sinne werden in der Breitenarbeit die deutschen Menschen und Kämpfer herangezogen werden, die ihre Feuerprobe bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin zu bestehen haben werden.

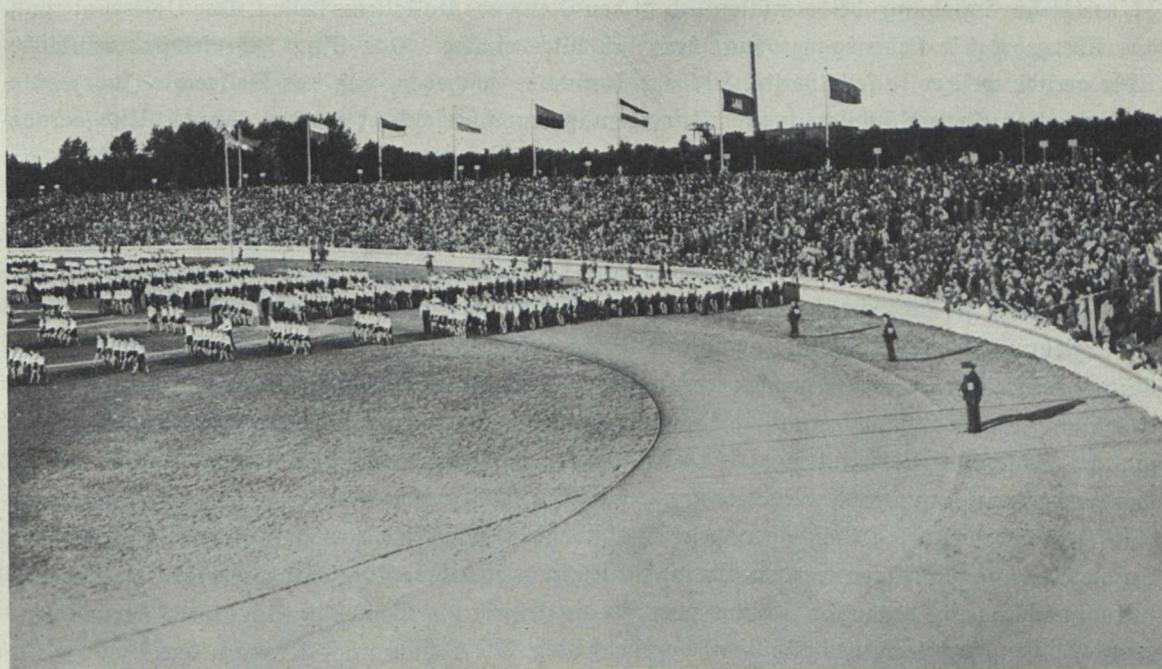
Eine andere große Aufgabe hat sich der Reichssportführer

v. Tschammer und Osten außerdem gestellt. Der deutsche Sport soll auch in den entferntesten Winkeln des deutschen Vaterlandes besondere Geltung erhalten und ganz besonderen Wert legte der Reichssportführer in diesem Jahre auf die Abhaltung von Grenzlandsportfesten, um so auch durch den Sport den Grenzlanddeutschen den seelischen Rückhalt zu geben, der ihnen das Vertrauen zum deutschen Vaterlande — zur Heimat — zurückgibt und der die deutsche Volksgemeinschaft und Volksverbundenheit zur Tatsache werden läßt. So ist nach den großen Volkssporttagen in Danzig die reichsdeutsche Sportjugend aus allen Gauen nach Breslau gekommen, um die Volks- und Blutsverbundenheit mit dem Grenzland Schlesiens zu zeigen. Der schlesische Gau sportführer Renneker-Breslau, dem die Neuorganisation der schlesischen Turn- und Sportbewegung übertragen wurde, hat nun das „Sportfest des deutschen Ostens“ zu einer einheitlichen Willensfundgebung des schlesischen Grenzlandsportes ausgestaltet. Es ist das erste große Sportfest in Schlesien, das die Idee der neuen Staatsführung verkörpert und die neue Zielsetzung im

deutschen Turn- und Sportleben be-  
fundet. Die schlesischen Turn- und  
Sportverbände empfinden es als erste  
Pflicht, dem Reichssportführer durch ihr  
Auftreten die Stärke der Bewegung im  
Grenzland Schlesiens zu zeigen. Dieses  
Fest der Jugendertüchtigung ist nicht  
nur ein Fest der Jugendertüchtigung,  
sondern als große grenzlandpolitische  
Kundgebung eine Angelegenheit des  
gesamten schlesischen Volkes, das seine  
lebens- und staatsbejahende Einstellung  
in sportlicher Geschlossenheit hier be-  
weisen will.



**Gausportführer Hermann Renneker**



**Großbetrieb in der Schlesier-Kampfbahn**

# Zur Umformung des deutschen Menschen durch unsere Schulen

Von Alfred Pottag, Breslau

Der politische Kampf der nationalsozialistischen Bewegung hatte bisher das Ziel, den Staat zu erringen. Er hat es erreicht. Dabei allein aber darf es nicht bleiben. Der Staat ist noch nicht das Wesentliche; er ist nur Mittel zum Zweck, um die deutsche Seele schneller umformen zu können. Ihre Umformung muß kommen, soll das nationalsozialistische Werk vollendet werden. Die nationalsozialistische Bewegung will eine Vollrevolution sein, d. h. sie will alles, aber auch alles völlig umgestalten. Darum beseitigt sie einmal alle äußeren und inneren Zustände, die ihr hemmend entgegentreten, und bringt dadurch auf allen Gebieten neues Leben zum Durchbruch. Zugleich aber ist sie eine konservative Revolution, da sie lebensbejahend und schicksalsbejahend ist, die biologischen Zusammenhänge im Volke nicht verneint und aus der lebendigen Überlieferung der Vergangenheit die Forderung der Zukunft auf ihr Hakenkreuzbanner schreibt.

Ihr Ziel ist die Bildung einer neuen Volksgemeinschaft, die durch eine Idee geschaffen wird; durch ein Gedankengut, das eine völlige Abkehr vom materialistischen Denken der letzten Jahrzehnte darstellt. Sie will ein neues Gefühl und Erleben des Geistes wecken. Es muß ein neuer Deutscher Mensch werden. Seine wesentlichsten Kennzeichen sollen Mut, Opfersinn und Frontsozialismus sein, deutsche Eigenschaften, die im bisher größten geschichtlichen Erleben unseres Jahrhunderts, im Weltkriege, geworden, gewachsen und gereift sind.

Auf Charakterbildung muß alle Erziehung hinsteuern, die Familienerziehung sowohl wie die öffentliche Erziehung, beide müssen sich in den Dienst des Volkstums stellen. Das Volkstum muß das übergeordnete Lebensganze sein, dem sich alles einfügt. Das klingt sehr selbstverständlich. Aber gerade weil es so selbstverständlich ist, konnte es geschehen, daß das Volksechte Jahrzehnte hindurch von Fremdländischem und Unvolksmäßigem überschüttet werden konnte. Und gerade weil es so selbstverständlich ist, muß es immer und immer wieder ausgesprochen werden, da die Menschen das Selbstverständliche zu leicht vergessen oder übersehen. Es muß Lebensgefeß werden, daß das Volk der Nährboden für alle Volksgenossen ist. Das Volk trägt eben alles in sich und erzeugt alles aus sich heraus, was dem Volksgenossen zum gewöhnlichen Wachsen und Werden nötig ist: die Sprache, den Staat, das Recht, die Religion, die Wirtschaft, die Kultur, die Erziehung, die Weltanschauung und Bildung zusammen mit dem ganzen Erbe an geistigen Gütern. Aus dem Volkstum müssen darum die einzelnen Glieder und Volksgenossen herkommen; in seinen Zusammenhängen müssen sie wachsen und werden; im Volkstum müssen sie ihre persönliche Reife und Bestimmung erlangen; zu seinem Dienst verpflichtet sein.

Gerade heute erleben wir es wieder, daß wir alle demselben Schicksalsraum unterstehen, demselben völkischen Lebensganzen, denselben geschichtsbildenden Kräften. Diesem Erleben muß in der Schule Rechnung getragen werden. Es muß alles, was sie lehrt, eingesenkt werden in die Lebenszusammenhänge, in denen die Schüler leben, in die Heimat und Umwelt mit all ihren natürlichen, geschichtlichen, sozialen und religiösen Gegebenheiten. Die Schule muß geradezu das Bewußtsein der Nation werden, denn sie öffnet den Blick für Art, Dasein, Geschichte und Möglichkeiten eines

Volfes. Gewiß, schon in jedem einzelnen Tun, im Kampf, in der Arbeit, im Glauben kann das volkspolitische Ganze erfochten werden. Jeder aber, der einigermaßen geistig regsam ist, will dieses Ganze auch auf seine Weise erkennen. Er will nicht nur den Kampf, sondern auch ein Wort über den Sinn seines Kampfes hören. Er will nicht nur arbeiten, sondern auch ein Bild des ganzen arbeitenden Deutschlands sehen, in dem er den Ort seiner Arbeit erkennt.

Zweifellos hat das alles unsere Schule zu wenig beachtet; sicherlich war sie trotz aller Betonung des deutschen und deutschkundlichen Unterrichts, trotz aller stärkeren Heranziehung des geschichtlichen, erdkundlichen und naturkundlichen Unterrichts immer noch zu wenig deutsche Schule. Vor allem stand sie durchweg noch dem wirklichen Leben zu fern, die Volksschule sowie die höhere Schule und die Universität. Auch waren alle ihre Lehrer, die Volksschullehrer sowohl wie die Lehrer der höheren Schulen und der Universitäten, zu sehr Fachlehrer und zu wenig Volkslehrer. Man lehrte und begriff den Gegenstand, den man zu lehren hatte, zu wenig als notwendiges Gebiet einer volkspolitischen Gesamterziehung. Oft hatte man hier und dort auch selber kein rechtes Bild von deutscher Landschaft und Volksart, von deutscher Arbeit und Geschichte, von Glauben und Recht, und konnte darum den Schülern kein Bild von unserem volkspolitischen Ganzen geben, das er doch ins Leben mit hinausnehmen muß, um im Volksganzen aufgehen zu können.

So erklärt es sich, daß ein großes Stück Erziehung unserer heutigen Jugend sich außerhalb der Schule vollzog, in den Bünden, in der Hitler-Jugend, in der S.-A., im Jungstahlhelm usw. Jedenfalls erklärt sich daraus der Gegensatz, der zwischen Jugend und Schule wurde, und der sich nun schließlich zu der Forderung erhebt, den bündisch-korporativen Gedanken in unser Schulwesen einzubauen, damit die Schule ihren erzieherischen Aufgaben im nationalsozialistischen Geiste gerecht werden kann. Es ist durchaus notwendig, daß unsere heutige Schulpolitik in der vollen Durchsetzung der völkischen Einheit und Ganzheit im Inneren und in der bündischen Durchgliederung bis zur völkischen Selbstverwaltung des Schul- und Erziehungswesens ihre kommenden Aufgaben sieht. Nur wenn sie das tut, kann sie im Gleichtakt mit dem Werden der Zeit bleiben. Wenn die bündischen Gedanken einmal Eingang in unser Schulwesen gefunden haben und zur lebendigen Auswirkung gelangt sein werden, dann wird das Verhältnis der Jugend zur Schule und zu ihren Lehrern wieder anders werden. Sie wird dann ihren Führer nicht mehr außerhalb der Schule suchen und finden, sondern sie wird zum Lehrer als ihrem geistigen Führer zurückkehren, vorausgesetzt natürlich, daß auch der Lehrer sich in das junge Neuwerten unserer Tage hineinfindet und es in sich zum echten Erleben bringt.

Und noch eins muß anders werden. Es muß die Auffassung zurücktreten, daß Lernen, bloßes Wissen, Büchergelehrsamkeit, Studierstubenlust in erster Linie den Menschen machen. Im Leben draußen freilich wußte man, daß sie nicht stimmt. In manchen Schulen aller Art aber blieb sie vorherrschend. Die Wirklichkeit kannte längst die Ansicht, daß Persönlichkeiten im Kampfe des Lebens werden. Kein Schulmeister, kein Künstler, kein Handwerker kann sie schaffen. Sie müssen selber werden, wachsen und reifen. Sie müssen sich an den Hemmnissen und Widerständen bilden, die das Leben ihnen zur Überwindung zuweist. Horst Wessel hat eben gerade der geistigen Jugend gezeigt und vorgelebt, daß die Lebenshaltung unserer heutigen Jugend nicht durch Überlieferungen einer vergangenen bürgerlichen Gesellschaft bestimmt werden kann, sondern durch den Kampf außerhalb

der Studierstube, unter vollem Einsatz des Lebens. Ein Draufgängertum für edle Ziele kennzeichnet unseren Nachwuchs; ein Wille, sich kräftig und gewandt, ausdauernd und geschickt, stählen an Körper und Willenskraft im schweren Lebenskampf zu behaupten. Unsere Jugend will mutig und entschlossen sein, sie will verlässlich sein und nicht verzagen und zurückschrecken, wenn es gilt sich einzusetzen. Sie will sich einsetzen für deutsches Volkstum, deutsche Heimat und deutsche Ehre. Sie will auch darin in ihren Lehrern Vorbilder sehen. Die Jugend ist in all dem stürmisch vorangeeilt. Mancher Lehrer stand beiseite oder ging nur sehr langsam mit. So suchte auch aus diesem Grunde die Jugend ihren Führer außerhalb der Schule.

Hier gibt's manches gutzumachen. Vielfach sind Anlässe dazu da. Vielfach findet sich die Jugend in die Führung der Schule zurück. Vielfach bleiben die Gegensätze noch weiter. Wo es so ist, liegt's nicht, jedenfalls nicht allein an den Schülern.

## Ein Landesmuseum ohne Kunst!

Die bildende Kunst ist der sichtbare Ausdruck des seelischen Erlebens der Bevölkerung des jeweiligen Landes. Das Straßburger Münster und Grünewalds Jenseimer Altar werden in dem Bekenntnis niemals müde werden, daß sie nur aus einem unbestreitbar deutschen Empfinden die Kraft ihres Aufwuchses herleiten konnten; und jeder, der diese Werke erblickt, muß aus ihnen den Sehnsuchtsruf nach dem deutschen Vaterlande heraushören. So erfüllt deutsche Kunst, überall wo sie erwuchs und erwächst, ihre hohe nationalpolitische Aufgabe. Man könnte nur hoffen, daß die behördliche Fürsorge, besonders in den vom Auslande umlauerten Gebieten, der deutschen Kunst zu diesem Bekenntnis die Zunge löst. Ganz besonders, wenn an eine Steigerung dieses Wunsches überhaupt noch gedacht werden kann, wäre dies nötig in solchen Grenzländern, die seit dem Aufkommen der Industrie mehr und mehr die Maske der Internationale vors Gesicht nahmen, und wo es also den Bestrebungen des Auslands erleichtert ist, in den Herzen der Bewohner das Bewußtsein ihrer wesenhaften Zugehörigkeit zum Deutschtum zum Schweigen zu bringen.

Der Leser denkt bei diesen Zeilen natürlich an unser Oberschlesien; und er tut recht daran. Ein Blick schon auf die Karte und das Gedächtnis an die anmaßende Haltung des polnischen „Schlesischen Museums“ in Kattowitz genügt, um die Notwendigkeit einer Abteilung für bildende Kunst in den dafür geschaffenen, aber noch immer leerstehenden Räumen des Beuthener Landesmuseums spürbar zu machen. Dabei bedenke man zweierlei: Erstens, daß das Kattowitzer Museum allen Ernstes versucht, den nationalen Charakter des schönen und von der ganzen Welt anerkannten Begriffs „Deutsche Gotik“ durch das Gerede von einer in Polen erwachsenen Gotik zu verfälschen und zweitens, daß das uns verbliebene Oberschlesien noch immer reich ist an Kunstwerken deutscher Gotik, die freilich noch nicht im Beuthener Landesmuseum vereinigt sind, sondern zumeist auf den Kirchhöden des Landes der Verwitterung und dem Wurmfraß verfallen.

Mit diesen Werken alter Kunst ließe sich leicht in den Herzen der oberschlesischen Bevölkerung die Erinnerung, daß und wie fest sie mit deutschem Gefühlsleben verwurzelt ist, zum Widerspruch gegen die polnische Kulturwerbung vertiefen. Und die Werke zeitgenössischer Künstler könnten der Welt vor Augen stellen, daß das kulturelle Bewußtsein Schlesiens und besonders Ober-

Schlesiens auch heute noch so deutsch ist wie vor Hunderten von Jahren. Am Willen der ober-schlesischen Künstler fehlt es wahrlich nicht.

Die Frage der Errichtung einer Abteilung für bildende Kunst am Beuthener Landesmuseum ist zu wichtig, als daß man sie aus dem Gesichtswinkel des Kostenpunktes betrachtet. Zudem sei bemerkt, daß das Breslauer Museum der bildenden Künste bereit ist, das Oberschlesische Landesmuseum in jeder Weise zu unterstützen und ihm den sehr ansehnlichen Grundstock einer Gemäldegalerie als Leihgabe zur Verfügung zu stellen.

Es gibt also keine nennenswerte Schwierigkeit, die der hiermit angedeuteten Festigung einer nationalen Kultur in Oberschlesien entgegenstünde. Das Hitlerwort, jüngst auf dem Parteitag in Nürnberg gesprochen, mutet an, als sei es eigens auf Beuthen geprägt: „Die Meinung, daß in materiell dürftigen Zeiten kulturelle Fragen in den Hintergrund treten müßten, ist ebenso töricht wie gefährlich.“

# Rundschau

Ratsarchivar Professor Dr. Dr. Jecht 75 Jahre

Am 4. September d. J. feierte der weit über die Grenzen Schlesiens bekannte Oberlausitzer Geschichtsforscher, Ratsarchivar Professor Dr. Dr. Richard Jecht-Görlitz in voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische seinen 75. Geburtstag. Der Tag wurde für ihn zum Anlaß von Ehrungen mannigfaltiger Art aus dem ganzen Reiche, und ganz besonderen Anteil nahm daran Schlesien, seine zweite Heimat. Die Stadt Görlitz, in der der Forscher bereits seit über 50 Jahren lebt und wirkt, ernannte ihn zum Ehrenbürger. Die Fakultät der Rechte der Friedrich-Wilhelm-Universität in Breslau, die bereits früher Gelegenheit genommen hatte, ihn zum Ehren doktor der Rechte zu ernennen, übermittelte Professor Dr. Jecht ebenso ihre Wünsche wie die Rektoren, Dekane und Professoren, die ihm vor einigen Jahren die höchste Würde verliehen, die sie zu vergeben haben, die Würde des Ehrensenators.

Diese Tatsache gewinnt um so mehr an Bedeutung, als Dr. Jecht geborener Thüringer ist. Als Sohn eines Bergbeamten erblickte er in Neuglück-Bornstedt das Licht der Welt, besuchte später das Luthergymnasium in Eisleben und bezog von dort die Universität Halle-Wittenberg, um Philologie, Deutsch und Geschichte zu studieren. Seine Berufung ins Lehrfach brachte ihn 1882 zum ersten Male mit Schlesien in engere Berührung. Am Gymnasium in Guben legte er sein Probejahr ab, und bereits im kommenden Jahre wurde er am Gymnasium Augustum in Görlitz fest angestellt.

Hier begann seine wissenschaftliche Tätigkeit, die seinen Namen auf alle Zeiten mit der Oberlausitzer Geschichtsforschung verbindet. Als geborener Erzieher schöpfte er seine Kräfte aus der deutschen Geschichte, und damit eilte er schon seiner Zeit voraus. Geleitet von dem Gedanken, daß die mit dem Blut und Boden verwurzelte Heimatgeschichte das lebendigste Anschauungsmaterial darstellt, widmete er sich in seiner Freizeit dem Studium der Ortsgeschichte. Das uralte Görlitzer Ratsarchiv — neben dem Breslauer das umfangreichste Schlesiens — eines der lückenlosesten aus dem ganzen Reiche, wurde ihm dabei zur unerschöpflichen Fundgrube. In jahrzehntelanger Arbeit sichtete er die Tausende von Bänden, ordnete sie nach ihrem Sachinhalt und erleichterte ihre

Benutzbarkeit durch Anlage eines Registers. Mit besonderer Kraft widmete er sich dieser Arbeit, als ihn ein Ohrenleiden zwang, seinen Beruf als Erzieher aufzugeben. Und wenn ihm auf der einen Seite damit die Freude an der Erziehung der Jugend, der sein ganzes Herz gehört, genommen wurde, so entschädigte ihn ein gütiges Geschick dadurch, daß es ihm einen Platz wies in der Welt der Wissenschaft.

Professor Dr. Jecht hat diesen Platz ausgefüllt! In seiner Eigenschaft als Sekretär der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, einer der ältesten und berühmtesten wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands, und Herausgeber der historisch-philologischen Jahresschrift „Neues Lausitzisches Magazin“, hat er niemals versäumt, seine lokalen Forschungen in den Rahmen der großen deutschen Geschichte einzugliedern. Seine Arbeiten wurden dort grundlegend für die deutsche Wissenschaft, wo sich die Lückenlosigkeit des Stoffs mit der Gründlichkeit der Bearbeitung zu einem großen Ganzen vereinte, z. B. in dem Werke: Der Oberlausitzer Hussitenkrieg und seine Folgen für die Sechsstädte 1419—1437 (Görlitz 1911—16). Die zweibändige Arbeit bedeutet die gründlichste Darstellung der folgenschweren Hussitenzeit vor 500 Jahren. Daneben vermittelt sie ein lebendiges Bild von der wirtschaftlichen und politischen Lage der Oberlausitz im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, das viele späteren Ereignisse dem Verständnis näher rückt.

Im Auftrage der Stadt Görlitz schrieb Dr. Jecht in Verbindung mit anderen Wissenschaftlern zum 300. Todestage Jakob Böhmes eine Biographie des großen deutschen Theosophen (Görlitz 1924), die wertvolle Bausteine zur Kenntnis und Beurteilung des Lebens und Wertes des Bauernjohns und Philosophen Jakob Böhme zusammenträgt. Die weiteren zahlreichen Werke des Gelehrten tragen in der Hauptsache Sozialcharakter. Hier sind zu nennen: Urkundliche Nachrichten über Georg Emmerich, den reichsten Handelsheerrn der Oberlausitz und (ungekrönten) König von Görlitz (1892), Die Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600 (1909), die den



Schlüssel für alle neueren Geschichtswerke in sich bergen. — Das Buch *Görlitz in der Franzosenzeit* (1913), das den letzten Abschnitt aus der Geschichte des sächsischen Görlitz behandelt, u. v. a. Auch volkswirtschaftliche Fragen beschäftigten den Gelehrten in hohem Maße. In seiner Broschüre: *Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Görlitz im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts* (1916) zeichnet er den Übergang vom Mittelalter der Wirtschaft zum Zeitalter des Handels und der Technik. Ebenso schildert er in der Festschrift der Handelskammer (1925) die Entwicklung von Industrie und Handel in der preussischen Oberlausitz bis 1850.

In seiner Eigenschaft als Sekretär der oben erwähnten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und Herausgeber des „Magazins“ veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen über die Görlitzer und Laubaner Geschichtsforschung, über die Görlitzer Stadtbücher (von

denen das älteste im Jahre 1305 beginnt), über die Görlitzer Schützen-gesellschaft (die über 550 Jahre besteht), über den Übergang der Oberlausitz an die Astanier, die Belagerung der Stadt 1641, über Görlitzer Personennamen und Häuser, die älteste Geschichte der Oberlausitz — die in diesem Jahre bekanntlich die 1000 jährige Zugehörigkeit zum Reiche feierte — und vieles andere.

Die umfassendste Arbeit des Gelehrten, die zugleich sein Lebenswerk darstellt, ist *Die Geschichte der Stadt Görlitz*, ein Meisterwerk in der Reihe der Orts-geschichten und Topographien deutscher Städte. In mehr als fünf Jahrzehnten trug der Forscher hierfür einzelne Notizen zusammen. Im allgemeinen Rahmen behandelte er dann die Zeiten von der Kolonisation des deutschen Ostens bis zum 19. Jahrhundert, um später im zweiten Teil die Geschichte der einzelnen Straßen, Plätze und Häuser aufzurollen, wie es nur in einer Stadt mit lückenlosen Urkundensammlungen möglich ist. In vielen Fällen ließen sich dabei die Namen der Hausbesitzer auf 500 und mehr Jahre zurückverfolgen. Dabei handelte es sich nicht etwa um eine trodene Aufzählung von Namen und Straßen, sondern alle Geschichten und Gestalten, die je Görlitz berührten, leben in ungemeiner Deutlichkeit wieder auf. Die Arbeit gewinnt dadurch an Bedeutung, daß heute jeder Deutsche gezwungen ist, sich mit seiner Familien-geschichte zu beschäftigen, und viele Säden aus Ostdeutschland werden dabei nach Görlitz, der bedeutendsten Tuchhandelsstadt des deutschen Ostens im Mittelalter, führen. Wer auf der Fahrt nach der alten Urkunde mühsam Beleg auf Beleg aneinanderreichte, der kann den Wert ernster Forscherarbeit richtig ermessen.

Die Geschichtsforschung schlägt die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart und weist den Weg in die Zukunft, deshalb verlangt auch der Führer von jedem deutschen Volksgenossen das Bekenntnis zur Heimatgeschichte.

Mitten in unserm Zeitgeschehen steht der greise schlesische Archivar, der sein Leben der Vergangenheit widmete, damit wir für die Zukunft daraus lernen, und deshalb sollen ihm auch die Wünsche für eine weitere erfolgreiche Arbeit durch den Förderer des schlesischen Geisteslebens, die Schlesischen Monatshefte, über-mittelt werden.

K. C.

## Theater in Breslau

### Oper (Wagner, Beethoven, Lortzing und Dellinger)

#### Rienzi.

Die Neueinstudierung von Richard Wagners „Rienzi“ stellte nicht nur dieses an sich umstrittene Werk wieder einmal zur Erörterung, sondern bewies auch die praktische Haltlosigkeit mancher theoretischer Behauptungen. Es geht hier nicht um Richard Wagner als angeblichen Kopisten altfranzösischer Opernherrlichkeit und deren Prunk. Es geht dafür um Wagner als Markstein auf

dem Weg zum reinen und endgültigen Musikdrama des Rings. Doch sogar dies in anderer Art als der abgedroschenen.

Es geht um Richard Wagner als Revolutionär, und die Folgerung davon: als Kämpfer.

Gewiß mochte ihn die Größe des Rienzi-Stoffes gereizt haben. Er dürfte nicht der machtvolle und ungeheure Riese der Musik sein, wenn dies anders gewesen wäre.

Doch diese Größe stand nicht als Selbstzweck allein, sondern türmte sich rund um die Menschen, um die menschliche Tragödie. Wagner mochte die Tragödie jenes römischen Plebejers, der mißhandelt, verhöhnt, belacht Sturm lief gegen eine zerrüttete und verfaulte Klassenordnung, der als Erfolgreicher vom Volke Roms bejubelt und fast gekrönt wurde — und der dann an dem tragischen Punkt der, fast möchte man sagen: Weltgeschichte nicht mehr verstanden, von dem eigenen Volk verlassen, von der Kirche verflucht durch jene, die er rettete und weiter retten wollte, vernichtet wird — Wagner mochte diese Tragödie als Sana! empfinden, als Mahnung, wie sie fürchterlicher nicht vorzustellen ist —, als Angriff auf so manches, was da zu seinen eigenen Zeiten brüchig und verdorben war.

Um so erstaunlicher, um so zeitgemäßer, wirkt diese Auferstehung einer genialen Schöpfung in all ihrer elementaren Unerhörtheit. Hier weht der Atem wahren Kämpfertums.

Carl Schmidt-Balden trifft das Hauptverdienst an der Ehrenrettung dieser Rienzi-Musik. Er entfesselte nicht, er bändigte. Grad darum konnte er auch die ganze Partitur wie eine einzige Steigerung gestalten. Konnte die große Linie der Entwicklung mit fast plastischer Deutlichkeit beweisen. Die Ausbrüche des Blechs gelitten nicht, sie wuchsen in ihrer Beherrschtheit viel höher empor, als sie es durch Maßlosigkeit hätten jemals erreichen können und früher jemals erreichten. Sait schmerzhaft deutlich wurde der Kern, jene mit Innigkeit und Dramatik geladene menschliche Tragödie aus dem Ganzen herausgemeißelt, verdichtet und musikalisch hochgerissen. Die Verästelungen der Partitur klangen nicht dü, sie lösten sich in das Siligran ihrer Mischung auf. Schmidt-Baldens Zeichengebung „klingt“; an diesem Beispiel sah und merkte man es wieder. Sie ist von wohlthuender Eindeutigkeit, verliert nie die Kontrolle der rechten Hand zugunsten allzu drastischer Dynamik der linken; und erinnert viel an Scherchen.

Jenes bei Wagner so schwierige, ja oft unmöglich scheinende und so selten gemeißelte Moment: die Stimmen vor dem Orchester zu retten — hier wurde es erreicht. Man hörte singen, hörte die Partien bis in ihre feinsten Einzelheiten — und doch untermauert von den Quadern des Riesenorchesters. Das Ganze aber wuchs — wurde von den Hammerschlägen eines Willens unerbittlich hochgetrieben — und hatte bei der Schlussszene im Capitol eine Ausdruckskraft erreicht, die einfach nicht mehr zu überbieten ist.

Die Bühne war getreuer Gestalter dieses musikalischen Willens. Dr. Siegmund Skraup mischte gut und wirkungsvoll die Massen mit dem einzelnen, ohne beide zu verwischen. Es gab einige Szenen von ganz neuartiger, im Grunde schlichter und darum stärkster Eindringlichkeit.

Rudolf Streleß hatte als Rienzi eine dankbare Partie, die er in all ihrer Schwierigkeit und großen Steigerung ohne Ermüdung bewältigte. Anny Glogner als wohl beste gesungliche Leistung war in ihrer stimmlichen Ausdruckskraft verblüffend. Weich und weiblich Barbara Reizner als Irene.

### Sidelio

Die Abicht des Stadttheaters ist es, jene große Reihe der Repertoireopern nicht in ihrer alten, aus der vorjährigen Spielzeit stammenden Fassung einfach, wie es bisher üblich war, zu übernehmen, sondern jedem einzelnen auch dieser Werke eine Neugestaltung zu geben. Als erstes dieser Werke ging „Sidelio“ in Szene. Jene einzige Oper Beethovens, die in ihrer einfachen, fast kammermusikalischen Form immer wieder beglückt und Neues gibt.

Die Neueinstudierung zeugte von Liebe und innerlicher Helle. Von der Hingebung und Sorgfalt in der Werkgestaltung, durch die allein jenen, die zu dem Werke kommen, das Wahre und das Wirkliche gegeben wird. Die Inszenierung Dr. Falts stilisierte die Bewegung, besonders in den Ensemble Szenen packend und überzeugend. Franz von Hoeglin dirigierte beherrscht und feilte die Form der instrumentalen Singstimmen gegen das Orchester gut heraus. Die Leonore Elly Doerrers hat das große, überzeugende Format, das man bei dieser Sängerin gewöhnt ist. Ventur Singer als Florestan, in einer allerdings nicht ganz glücklichen Maste, Wally Mittelstädt als Marzelline, Geerd Herm Andra als Rocco, Richard Groß als Gouverneur und Schmittmann als Jaquino — es war ein Ensemble guter, klingender Stimmen.

### Undine

Sortgesetzt wurden diese Neueinstudierungen mit „Undine“ und „Lohengrin“. Undine, mit Ernst Hoffmann am Pult, gab ganz neue, von allem schwülstigen und veralteten Ballast vor allem in Dialog befreite Bilder. Wunderbar, wie dieses für die Entwicklung des romantischen deutschen Opernspiels so wichtige und wegbestimmende Werk blitzblank und fesselnd wirkte, wie es in der Fassung des guten, wunderlichen Märchens ergötzte und lebendig war.

Die beiden neuen Stimmen, die sich hier vorstellten, ließen nur bei Lore Hoffmann als gesanglich und figürlich wunderschöne, gefonnene und verheißungsvolle Undine sichere Schlüsse zu. Bei dem Tenor Wilhelm Trautz als Hugo konnten höchstens die lyrischen Stellen ansprechen; die dramatischen gerieten in ihrer matten Tiefe, ungleichen Conführung, ihrer gaumigen Höhe behindert und blaß.

Richtige Märchenstimmung hatten die Bilder Professor Hans Wildermanns. Und das Wiedersehen mit dieser seit sieben Jahren nicht mehr aufgeführten Undine war ein herzliches und ehrlich begeisterndes.

### Lohengrin

Der neue „Lohengrin“ führt äußerlich zu dem Wiedererscheinen des Schwans, innerlich aber viel weiter. Die Rückführung der Ortrud (Hertha Böhlke) vom falschen Dämonischen, die aus einer verkrampften Stilisierung gelöst und dem Menschlichen und wahrhaft Romantischen wieder zugeführten Figuren Lohengrins (Ventur Singer) und Elsas (Barbara Reizner) gaben zusammen mit dem Grundton der Regie (Dr. Skraup) ein überraschend kräftiges, neu belebtes und symbolisch vertieftes Bild.

### Don Cesar

Die erste Operette dieser neuen Spielzeit war Dellingers „Don Cesar“. Sie ist ein wenig auf neu ladiert, ein wenig aufgelodert — und wirkt lustig und amüsan, mit hellen Lichtern und ergötzlichen Figuren. Hans Herbert Pudor, der neue Spielleiter der Operette im Stadttheater, stellt sich mit dieser Einstudierung vor. Und kann sie als Erfolg buchen. Er gibt ein lebendiges, bewegtes Bild, vermeidet allzu possenhafte Noten, läßt lachen, was da lachen will, und mischt das Durcheinander ergötzlich und unterhaltend, stellenweise sogar mit Ansätzen zur Groteske.

Pudor selber in der Titelrolle sieht gut aus, und ist auch gesanglich bis auf die etwas blasse Höhe und eine winzige gelegentliche Gespreiztheit sympathisch. Ellen Pfizners schmiegamer, gut sitzender Sopran bringt alle Vorbedingungen für ihre Marietta mit. Sie ist auch schauspielerisch gottlob erfreulich ungezwungen und lebendig, abseits vom üblichen Operettenklischee. Anny Kunze, Karl Rudow, Hans Schröd und Georg

Monthly tun das ihrige von bester Laune. Die Tänze von Professor Grete Groß sind bis auf den etwas gar zu sehr in Routine festgefahrenen Kurt Kern temperamentvoll, und die Musik durch Dr. Herbert Lindner exakt, wenn auch nicht schwungvoll bis zum letzten.

### Schauspiel

#### Die Hermannsschlacht

Mit der „Hermannsschlacht“ von Heinrich von Kleist begann die Deutsche Bühne im Lobetheater, dem nun ihr gehörenden eigenen Haus, die neue Spielzeit. Auch hier war der Erfolg ein großer. Ohne Vertrampfung und falsche Pose gestaltete der neue Spielleiter Hans Tügel diesen schicksalsschweren Kleist in einer Auf- führung, die den menschlichen Kern der Tragödie packte und meisterte. Blut und Herzen trieben das Geschehen vorwärts, und die Gestalt Hermanns (Hans Reiz) stand nicht wie früher so oft als theatralischer Tragöde im Bild, sondern atmend und fast schlicht, in seinem fanatischen Willen und Planen noch stark und vor den Göttern demütig. Die Figur der Thusnelda (die neue Elisabeth Schirmer) geriet erschütternd in ihrer auflackernden Leidenschaft und wunderbar in ihrer großen, rein und unerschütterlich leuchtenden Liebe. Die große Zahl all der andern stand gut und mit bestem Können auf ihrem Platz.

Die Klassiker, so lang verzerrt und in eine falsche Bewegung hineingesteigert, beginnen jetzt wieder zu leben.

#### Es brennt an der Grenze

Als zweites Stück ging die ostdeutsche Erstaufführung von Hans Kysers „Es brennt an der Grenze“ in Szene. Das Stück, das schon einmal vor zwei Jahren in Berlin herauskam, erwies sich als packende, mit- reizende Reportage der Tatsächlichkeit. Eine Dichtung

Der Kämpfer Carl Schmidt-Belden weiß, was er der deutschen Oper grad hier im Osten schuldig ist. Wir werden seine liebevolle, unermüdlige, gekonnte, starke, selbstlose Gestaltung des Größten wie des Kleinsten nicht vergessen.

ist es nicht. Als Dichtung müßte es Gestaltung bringen, Vorwärtsweisen, Ausblick. Von diesem ist nichts da. Vielleicht hat sich der Autor in der Idee eine solche Dichtung vorgestellt. Die Ausführung jedoch hat nichts mit ihr zu schaffen. Wir sehen eine Bilderfolge, die wie ein Film vorüberzieht — nein, vorüberbrandet. Ge- meistert und gestaltet von der unerhörten, hingebungs- vollen Darstellung der Schauspieler. Tügel läßt sie das Letzte geben, reißt ihnen die letzten physischen Mög- lichkeiten aus der Darstellung. Walter Raupach gibt den Parsken erschütternd, dumpf, aufschredend, mit fast somnambulen Bewegungen. Elisabeth Schirmer als Luise windet sich als armes, gezeichnetes Menschen- kind unter der Faust der Bestimmung. Der Josef von Hans Reiz ist glatt, zynisch und hintergründig, eine Leistung. Louis Oswald, Walter Jidler, Karl Eberhard, Volker Soetheer, Fritz Eberth, Elisabeth Kunde, Paul Gerber, Kurt Pratz- scheit, Eugen Baumann und Georg Thomas sind stark und wirkungsvoll mit letzten Möglichkeiten und oft ungeheuren Forderungen eingesetzt.

Die Aufführung, die weit über Schlesien hinaus Be- achtung verdiente, die stark und charakteristisch den aufsteigenden Weg des neuen, jungen deutschen Schau- spiels zeigt, ist ein bedeutungsvoller Marktstein auf diesem Weg zur baldigen Vollendung. Walter Bäuerle, dem Breslauer Schauspielerektor, sei das gedankt. Die Breslauer Theater sind auf gutem Wege. B.

## 15000 Schüler werben für das Deutschtum

Wenn man von dem Kampf des deutschen Volkes um seine Zukunft und nationale Geltung spricht, so ist heute mit diesem Begriff untrennbar die deutsche Ju- gend verbunden. Mögen jetzt ihre Kräfte noch schwach sein. Doch sie ist die Generation von morgen. Sich dafür zu rüsten, muß ihr ganzes Streben und Denken sein.

Der Eindruck war überwältigend, als sich am 17. Septem- ber 15000 Schüler und Schülerinnen im Breslauer Stadion zu einer Kundgebung, zu dem „Fest der deutschen Schule“ vereinigten, um im Dienste des Volksbundes für das Deutschtum im Auslande zu werben. Nach dem Einmarsch der Kinder, an der Spitze die Sahnenteilung mit den Sahnern und Wimpeln der verschiedenen Jugendverbände, wies Organisations- leiter, Studienassessor Dr. Bratke, in einer kurzen Er- öffnungsansprache auf die hohe Bedeutung der Ver- anstaltung hin. Desgleichen richteten Breslaus Ober- bürgermeister Dr. Rebiński, Regierungsvizepräsident von Scheller als Vertreter des Oberpräsidenten, der Landesführer Schlesiens des VDA., Oberstudiendirektor Dr. Jahn, sowie der Reichsführer des VDA., Dr. Steinacher (Berlin), besonders an die Kinder Worte der Mahnung, stets der Pflichten eingedenk zu sein, die auch die heranwachsende Jugend gegenüber ihrer Nation habe. — hatten schon die mit äußerster Sorgfalt eingeübten Volkstänze, ausgeführt von 1500 Mädchen und die turnerischen Massenvorführungen von 3500 Jungens aller Schulgattungen Breslaus unter Leitung von Stadtturrat Mühlner, ferner ein Ge- meinschaftssingen von 3500 Mädchen (Leitung Aka-

demischer Musiklehrer Asche) und die Sprechchöre von 100 Primanern (Verfasser und Leiter Rudolph Mirbt) den begeisterten Beifall der rund 25 000 Zuschauer ge- funden, so erreichte das Fest seinen Höhepunkt mit dem Bewegungsspiel „Volk will zu Volk“, das in packender Form die kulturelle Not der geraubten deutschen Ge- biete und ihre Verbundenheit mit dem neuen Deutschen Reich zum Ausdruck brachte.

Ein in der großen Schlesierrampfbahn noch nie ge- sehenes Bild bot sich, als auf der weiten Rasenfläche die alten deutschen Grenzen, dargestellt von 1500 Kin- dern, erstehen, als Herolde und Wappenträger sowie die Bannerträger der abgetretenen Gebiete sich in diese riesige lebende Landkarte einfügen, dann die Abord- nungen der Elsässer, Schlesier, Holsteiner, Schleswiger, der Hultschiner und anderer deutscher Stämme, und als schließlich gegen die Flut der herandrängenden Nachbarvölker sich einmütig das deutsche Volk erhebt und mit brennendem Fackelfranz sich schützend um das bedrohte Vaterland stellt. Intendant Schmidt-Belden hatte die künstlerische Beratung zu diesem einzigartigen Spiel übernommen. Die musikalische Bearbeitung war ein Werk von Kapellmeister Meinert. Die Regie führte Oberregisseur Dr. Falk. Die Tänze waren von Frau Prof. Groß einstudiert worden. Während in der Mitte der Kampfbahn, ebenfalls von fackeltragenden Kindern gebildet, ein ungeheures Hakenkreuz auf- flammte, intonierten die Orchester der Reichswehr, der Schutzpolizei und des Stahlhelm unter Leitung von Obermusikmeister Ulrich den Großen Zapfenstreich. Das Deutschlandlied beschloß den eindrucksvollen Abend.

## Bücherschau

**Katalog der kulturhistorischen Abteilung der Deutschen Bädereifach-Ausstellung 1933 in Breslau.** Zusammen- gestellt von Dr. Christian Gündel. Verlag: Bäder- Innungs-Verband und Bäder-Zwangsinnung Breslau. 1933.

Die kulturhistorische Abteilung der diesjährigen Bäderei- fach-Ausstellung in Breslau konnte dank der Opfer- willigkeit der Ausstellungsleitung mit einem eigenen, umfangreichen Katalog ausgestattet werden. Der Ka- talog ist ebenso, wie die Ausstellung selbst, über die im vorigen Heft berichtet worden ist, planmäßig nach den einzelnen Materialgruppen und innerhalb dieser nach der zeitlichen Reihenfolge angeordnet. Nur die Bücher und unpersonlichen und die persönlichen Urkunden sind alphabetisch nach den Aufbewahrungsorten und nach den Namen, auf die sie ausgestellt sind, eingegliedert. So erscheinen in diesem Kataloge an erster Stelle die Altertümer der Amtsstube, also die Innungsläden, die

Amts- und Rangabzeichen, Fahnen, Petschafte und die für kirchliche Feiern und Totenehrung bestimmten Gegenstände — Taufdecken, Prozessionsstangen- und -kreuze, Sargschilde, Bahrtücher usw. Der zweite Ab- schnitt enthält die Altertümer der Zeche: die Trink- und Tischgeräte. Die letzten beiden Abschnitte endlich das Urkundenmaterial. In kurzem Abriss, der jeweils den einzelnen Unterabschnitten vorangestellt ist, wird ein geschichtlicher Überblick über die Entwicklung und den Formen- und Materialwandel der betreffenden Alter- tümer gegeben, und damit eine sehr erwünschte Le- bendigkeit erzielt.

Das wichtige Ergebnis aber dieses Kataloges ist, daß er sich nicht nur auf die in der Ausstellung selbst ge- zeigten Stücke beschränkt, sondern den gesamten im Besitz der Innungen und Sammlungen verstreuten Bestand an schlesischen Bäder-Zunft-Altertümern ver- zeichnet.

## Aufruf!

**Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda richtet an alle Organisationen, Verbände und Vereine im Deutschen Reich folgenden Aufruf:**

„Einer der grundlegend wichtigsten Programmpunkte der nationalsozialistischen Bewegung war von jeher Durchdringung des politischen und wirtschaftlichen Lebens mit erbbiologischen Gedanken. Nach der Macht- ergreifung ist es mithin selbstverständliche Pflicht der nationalen Regierung, dieser programmatischen Sorde- rung der Kampffahre zum Durchbruch und Sieg zu ver- helfen. Das ganze staatliche und völkische Leben wird in Zukunft durch stärkste Einwirkung bevölkerungs- politischer und erbbiologischer Gedanken beeinflusst und gestaltet werden.

Erbbiologisches Denken weist über den Kreis des Einzel- individiums und seiner Enge hinaus in die Weiten von Generationen, von Jahrhunderten und Jahrtausenden. Es ist klein und erbärmlich, die eigene, winzig kleine und bedeutungslose Person, das eigene Wohlergehen in Gegensatz zu stellen gegen das Leben und die Entwid- lung der Nation. Denn bei aller Zuversicht zu dem gesunden Kern im deutschen Menschen und in der deutschen Seele wollen wir uns der bitteren Erkenntnis nicht verschließen, daß es um Sein oder Nichtsein, um Leben oder Sterben des deutschen Volkes geht.

Darum muß das zum selbstverständlichen Allgemeingut des ganzen Volkes werden, was jetzt schon die Wissenden und Denkenden längst kennen und fühlen. Die einfach- sten Grundlagen erbbiologischen Denkens müssen ebenso dem Bewußtsein jedes einzelnen eingehämmert werden, wie die statistischen und volkswirtschaftlichen Tatsachen das ganze Volk erfassen und erschüttern müssen. Dazu ist eine großangelegte Aufklärungsaktion nötig, die nicht nur in der täglichen geistigen Nahrung der Tages- presse, des Rundfunkprogramms und der Zeitschriften- lektüre gelegentlich mit dahinplätschert, sondern die wie eine Sturmwelle das Land durchzieht, aufrüttelt und wach macht.

Zwei Forderungen richten wir an alle die vielen Orga- nisationen, Verbände und Vereine, in denen sich der deutsche Mensch freiwillig organisiert, einordnet und zusammenfindet. Hier zählt er freiwillig in Form seiner Beiträge nicht unerhebliche Summen an indirekten Steuern. Bevölkerungspolitiches Denken verlangt Senkung aller Lasten für die Väter und Mütter von Kindern. Die deutschen Vereine jeder Art und Prägung sollen vorangehen mit einer Ent-

lastung ihrer kinderreichen Mitglieder durch prozentuale Senkung der Beiträge!

Außer dieser Maßnahme in ihrem Eigenleben werden aber auch alle Verbände und Vereine aufgefordert, praktische Mitarbeit zu leisten bei der großen Aufklä- rungs- und Propagandaaktion, die das erbbiologische Denken in die Gehirne und Herzen aller Deutschen hineinbringen soll.

Jeder Vorstand muß es als Ehrenpflicht an- sehen, mit dem Aufklärungsmaterial, das offiziell herausgegeben wird, jedes Mitglied der ihm unterstellten Organisation zu er- fassen. Der gemeinsame Bezug in Sammelbestellungen muß folgerichtig und zielbewußt organisiert werden. Anmeldungen des Bedarfs sind örtlich an die zuständige Ortsgruppe der NSDAP. zu richten, die die Bestellun- gen an die NS.-Volkswohlfahrt als Treuhänderin weitergibt. Bei richtiger Organisationsarbeit können die entstehenden Kosten so verteilt werden, daß auf den einzelnen ein geringer Pfennigbetrag entfällt. Der Erfolg für die Gesamtheit und für die Zukunfts- entwicklung wird aber von größter Bedeutung sein, wenn es gelingt, jeden Deutschen bis ins letzte Dorf hinein mit dieser Aufklärung zu erfassen und innerlich zu durchdringen. Gleichzeitig wird diese Propaganda- aktion zu einer praktischen Hilfe für Kinderreiche, denen der Überschuß der Einnahmen über die Her- stellungskosten der Aufklärungsarbeit zugute kommt.

Propaganda, die sich aber nur an den Verstand wendet, kann nie eine durchgreifende Wandlung der geistigen und sittlichen Struktur des deutschen Menschen erzielen, wenn sie nicht gleichzeitig die Herzen erobert. Das herrliche, hohe Wort: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ ist fast schon abgegriffen im Munde allzuvieler. Hier gilt es mehr denn je und muß das Sinnen und Trachten jedes Menschen völlig erfüllen. Der trotzig Kampfruf: „Sieg oder Tod“ gilt vom Standpunkte der Erbbiologie gesehen für diesen Kampf mehr als in einem Krieg mit den üblichen Waffen. Die Männer und Frauen, die Verantwortung tragen für das Wohl und Wehe der ihnen unterstellten Organisationen, seien sie auch im Rahmen des Ganzen noch so klein und bedeutungslos, sie alle tragen mit der Aufgabe, die ihnen heute zuerteilt wird, eine gewaltige Verantwortung, der sie nicht ent- rinnen können. Nur wenn sie ihre Pflicht freudig mit ganzer Hingabe erfüllen, werden sie das Ziel erreichen, das wir alle zusammen mit höchster Anspannung unserer Kräfte erreichen müssen, wenn Deutschland leben soll.“

---

---

# Das neue Handwerk im neuen Reiche

Von Syndikus W. Baranek, Breslau

Noch ist die lange Reihe der Taten der nationalsozialistischen Regierung nicht beendet, derjenigen Taten, welche die Befreiung des deutschen Volkes von dem furchtbaren wirtschaftlichen Druck und die Heilung von der entsetzlichen Lähmung zum Ziele haben. Aber dennoch sieht man allerorten bereits die entmutigten Geister wieder aufleben und neue Hoffnung schöpfen. Wenn es wahr ist, daß frische Hoffnung neue Kräfte verleiht, so ist dies am besten im Handwerk bewiesen. Noch wird die starke Hand des zielbewußten Gesetzgebers so manches Gesetz schaffen müssen, so manche Maßnahme anordnen müssen, bis die endgültige Rettung eines zerstückten Volks- und Wirtschaftskörpers durchgeführt sein wird, aber mit staunender Freude wird jeder, der sehenden Auges und wieder hoffenden Herzens durch die so verwüsteten Wirtschaftsgelände schreitet, feststellen müssen, daß überall neues Leben aufzukeimen im Begriffe ist, getrieben von einer zuversichtlichen Hoffnung auf Rettung durch die starke Hand des Führers. Es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, daß der Handwerker ein neuer Mensch zu werden beginnt. Ein neuer Mensch, geschaffen durch das neue Reich. Es ist selbstverständlich, daß ein in über 13 Jahren systematisch ruiniertes und unterhöhltes Land nicht mit einem Male in einen kraftstrotzenden Giganten verwandelt wird. Dazu ist die Spanne des Heilungsprozesses denn noch zu kurz, aber der Glaube und die Hoffnung sind wiedergekehrt. Der Gewerbetreibende hat gesehen, daß sich ihm hilfreiche Hände bieten. Er hat gemerkt, daß in einer Zeit tiefsten Niederganges mit ungeheurer Tatkraft Probleme angefaßt worden sind, an welche in früheren Zeiten eine mehr als mächtige Regierung sich nicht herangetraute. Man geht heut dem Gespenst der mordenden Arbeitslosigkeit zuleibe — der Erfolg ist unverkennbar, und er strömt überallhin neue Lebenswärme aus. Man hat vor dem Moloch Warenhaus nicht halt gemacht, man hat ihm frisch die Handwerksbetriebe entrissen, man hat Schluß gemacht mit der steuerlichen Bevorzugung der

Warenhäuser und ähnlicher Gebilde. Dankbar hat der gesamte gewerbliche Mittelstand den steuerlichen Schutz erkannt, der ihm eine immer mehr einsetzende gerechte und verhältnismäßige Verteilung der Steuerlast brachte, angemessen den Kräften, von denen diese Last zu tragen ist. Die von der Regierung gegenüber den Konsumvereinen angewandten Maßnahmen haben dem gewerblichen Mittelständler die beruhigende Überzeugung gebracht, daß aus dem übermächtigen Konkurrenten ein nur gleichwertiger Mitbewerber zu werden scheint. Die stets sich erneuernden, starken Bemühungen der Regierung, im Wege des Arbeitsgeschaffungsprogramms einzelnen Gewerben auf direktem Wege Brot und Arbeit zu geben, der Wert der indirekten Mittel, die zu demselben Zweck angewandt werden (z. B. Ausgabe der Bedarfsdeckungsscheine), durch welche wieder anderen Gewerben geholfen wird, sind eine weitere Gewähr für ein systematisch vorgenommenes Besserungsverfahren.

Es sei auch hier das Verbot des Zugabewesens erwähnt, welches von einem deutscher Art völlig fremd gegenüberstehenden Geschäftsgeist erfunden wurde und einen Geschäftskniff darstellte, welcher dem deutschen Gewerbetreibenden schweren Abbruch tun mußte, eben weil er ihm artfremd war. Neben der ersehnten Handwerkerkarte sieht der Handwerker aber auch das Gesetz marschieren, welches Schwarzarbeit verbietet und unter Strafe stellt. Andere teils mehr, teils minder bedeutame Anordnungen werden folgen. Von allergrößter Bedeutung jedoch für das Wiederaufblühen des Handwerks werden sicher die bisher geglückten Versuche der Regierung sein, die Gesamtmoral des Handwerks wieder der alten Höhe zuzuführen, und mit dem Wahrheitsgedanken wieder die solide Qualitätsarbeit und einen ehrlichen anständigen Wettbewerb einzuführen. Und mit der Festigung der Standesorganisation schafft das neue Reich einen neuen Handwerkergeist und damit sich selbst das beste Fundament.

---

---